Löwenzahn

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Else Feldmann

Löwenzahn

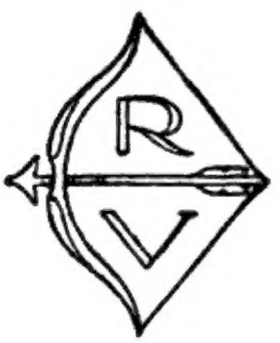
1926

Digitized by Google

Else Feldmann

Löwenzahn

Eine Kindheit



Rikola-Verlag
Wien Berlin Leipzig München
1921

Digitized by Google

Copyright 1921 by Nikola-Verlag, A. G. Wien

Digitized by Google

PT
2611
E54
L64
1921

Meinen Eltern gewidmet

Digitized by Google

Digitized by Google

Ach, wie ſind hingeſchwunden
Mir alle meine Jahr'.
Hab' ich mein Leben geträumet?
Oder iſt es wahr?

Walther von der Vogelweide.

Digitized by Google

Eines Tages brachte mein Vater viele Silbergulden nach Hauſe. Morgens, als ich mit ihm über die Stiege ging, wo die Tochter der Hausbeſorgerin fegte, ſagte er: Mariedl, heute abends bekommen Sie beſtimmt die ganze Miete. Sie ſah ihn blöde an, lächelte grinſend und ſagte: Iſt's wahr?

Auch Herrn Fliegelmann, dem Greisler, wurde die Schuld bezahlt. Er war wieder freundlich mit uns und ich durfte das Kaninchen, das hinter der Tür in einem Korbe lag, wieder ſtreicheln.

Es dauerte noch eine Zeitlang und mein Vater ging jeden Morgen fort; in einem neuen Anzug, Überrock und Handſchuhen; nachmittags kam er nach Hauſe, aß und ging wieder; wenn er abends nach Hauſe kam, ſchliefen wir ſchon.

Ein paar Tage war Mutter bei uns geblieben. Dann kam ein älteres, blondes Mädchen, Ploni hieß ſie, die blieb bei uns. Sie kannte Zauberſpiele, wußte ſchöne Geſchichten zu erzählen und von Pappe konnte ſie ein Haus machen, mit wirklichen Fenſtern aus Glas. Sie bereitete uns das Mahl, ſie wuſch und kämmte uns. Auch Kleider nähte ſie für uns. Sie war gut und hatte uns gern; wir ſie auch.

Es kamen kühle Märztage.

Wo die Sonne nicht hinſchien, war es unangenehm kalt.

Jeden Nachmittag gingen wir mit Ploni ſpazieren. Sie hatte ihre Hände noch in einem Muff ſtecken, doch überließ ſie ihn bald Johanna, die auch an der Sonne fror; und die Leute ſahen auf das kleine Mädchen mit dem großen Muff.

Mein Bruder und ich gingen voraus, während meine Schweſter ſich von Ploni ihre Lebensgeſchichte erzählen ließ. Täglich gingen wir über den Stubenring, blieben vor der Kaſerne ſtehen und ſahen den Soldaten bei der Abrichtung zu; dann gingen wir noch ein Stückchen hinauf bis zur Pallas Athene, dann zurück nach Hauſe. Ploni wollte es ſo.

Wegen Johanna, deren Bein ſchmerzte, mußten wir ſehr langſam gehen, öfter auch auf einer Bank raſten. Ploni tat dies gewöhnlich gegenüber der Kaſerne; dann ſagte ſie zu Johanna, während ſie aufſeufzte: der Meine war auch beim Militär.

Johanna fragte: Wo iſt er jetzt? Und Ploni ſagte: Weit weg, bei den Ulanen.

Johanna fragte beharrlich: Aber wo iſt er?

Und Ploni ſagte: Ah, weiß der Teufel.

Am Abend, wenn wir mit Ploni allein bei der Lampe ſaßen, erzählte ſie uns Geſchichten von Räubern. Sie kannte nur ſolche; jeden Abend eine, ſagte ſie, und wenn wir ſie beſtürmten, noch eine, ſagte ſie, ſie kenne im ganzen vierzig Geſchichten von Räubern, da könne ſie immer bloß eine erzählen, ſonſt, wenn wir auf einmal alle hören wollten, wiſſe ſie dann nichts mehr. Wenn ſie die eine Geſchichte erzählt hatte, ſang ſie ein gar trauriges Lied von einer ſchönen Gärtnersfrau, das hatte ſehr viele Strophen,

und wenn ſie bei der vorletzten war, kamen gewöhnlich Vater und Mutter. Wir ſchlichen ſpäter zu ihr in die Küche und baten ſie noch um die letzte Strophe; ſie ſang ſie uns leiſe vor.

Wir liebten Ploni ſehr. Sie tat uns nie etwas zuleide. Nur manchmal, wenn ſie einen halben Nachmittag ſaß und einen Brief ſchrieb, wenn Regenwetter war, und ſie dann einige Tage auf Antwort wartete und keine erhielt, wurde ſie ſchweigſam und ſprach den ganzen Tag kein Wort mit uns.

In der Nacht mußte ſie wohl weinen, wenn ſie in der ſchmalen, ſtockfinſteren, winkligen Küche auf ihrem Strohſack lag, denn in der Früh hatte ſie rote, verſchwollene Augen und Wangen.

Des Abends kamen Leute zu uns, die wir früher nie geſehen hatten. Sie ſprachen von Geſchäften, wir mußten dann bei Ploni in der Küche bleiben.

Einmal kam ganz ungewohnterweiſe an einem Vormittag mein Vater mit einem Herrn, der einem Bilde glich, das Vater in einer Schublade mit anderen Photographien und Schriftſtücken aufbewahrt hatte.

Mutter war fort, Johanna in der Schule. Vater nahm mich auf die eine Schulter, meinen Bruder auf die andere und ſagte: Das ſind zwei meiner Kinder. Und zu uns ſagte er: Das iſt Wahlmann, mein Jugendfreund.

Ploni kam ins Zimmer. Wahlmann glaubte, es wäre unſere Mutter und verbeugte ſich tief. Vater ſagte: Was fällt dir ein. Er nahm aus ſeiner Brieftaſche ein Bild heraus und zeigte es Wahlmann; der ſah es lange an und ſagte: Das kleine Mädchen gleicht ihr; dann ſah er wieder

das Bild noch länger als früher an und ſagte, indem er die Augen ſchloß: Schön! Du biſt ein glücklicher Menſch. Dieſes ſchlanke junge Mädchen mit dem lieben Geſicht iſt alſo deine Frau und das ſind deine Kinder?

Vater ſagte ja und ließ uns von ſeiner Schulter zur Erde herab.

Wahlmann küßte erſt mich, dann meinen Bruder auf die Stirn. Wir guckten ihn fortwährend an, einen ſolchen Menſchen hatten wir noch nicht geſehen. Er hatte einen großen Kopf mit langem, ſchwarzlockigem Haar, in dem ſchon einige weiße Fäden waren. Ein glattraſiertes Geſicht und eine tiefe Stimme. Seine Kleidung war hochgeſchloſſen, ſchwarz und fein; der ſchmale Rand des weißen Kragens war das einzig Helle an ihm.

Er ſah ſich in unſerm Zimmer um und ſagte: Reich biſt du nicht geworden, das ſeh' ich, aber du biſt ein glücklicher Mann.

Vater fragte ihn: Und du? Er lächelte traurig, ſpielte mit ſeinem Spazierſtock und ſagte: Ich bin noch immer der alte Müßiggänger, der Wanderer ohne Heimat.

Abends hörte ich, wie Vater zu Mutter ſagte: Er ſpricht noch immer in großen Worten; er iſt ein Idealiſt, er wird zugrunde gehen.

Meine Mutter ſagte: Ein armer Teufel iſt er; er hat kein Heim und keinen Menſchen.

Aber Vater widerſprach ihr: Wenn er trinkt, iſt er glücklich; auch ſpielt er, er wettet bei den Pferderennen, er muß immer im Rauſch ſein.

Mutter hatte eine Idee: Wir laden ihn öfter ein.

Darüber war Vater froh. Er ſagte, er habe plötzlich

ein großes Verlangen nach dieſem Genoſſen früherer Tage. Er ſchrieb ihm, allein er kam nicht. Vater ſagte: So iſt er, dieſer Menſch, plötzlich wie in die Erde verſchwunden. So war es an unſerm Verlobungsabend. Ich lade ihn ein, er verſpricht zu kommen, wir warten — vergebens. Es vergehen Jahre, man hört, man ſieht nichts von ihm. Einmal plötzlich, man kommt aus einer Haustür, man öffnet einen Laden, man ſteht auf einer Brücke und wen ſieht man? Wahlmann. Und er hat ſich nicht verändert, immer derſelbe Kopf, ſchwarz und fein, nur daß die weißen Haare ſich vermehrt haben.

Ich ſaß in meinem Winkel und träumte, und auf einmal ſtand Wahlmann vor mir, wie eine Geſtalt aus Plonis Geſchichten.

*

Wir ſaßen lauſchend da, wenn Ploni uns erzählte. Sie hielt ſchon bei der zweiunddreißigſten Räubergeſchichte; nun hatte ſie nur noch acht. Mein Bruder ſagte: Wenn Sie keine mehr wiſſen, dann denken Sie ſich eine aus.

Ploni lachte und ſagte: Es waren alle nur ausgedacht. Johanna ſagte ernſthaft, das könne ſie auch, Märchen erdichten. Sie ſaß da, ihr ſchiefes Köpflein in die hohle Hand geſchmiegt, bis zum Kinn in Verbänden und ſie erzählte uns ein Märchen von einem Wald und von einem Rieſen; es war aber nicht Rübezahl.

Ploni fragte ſie: Haſt du denn auch ſchon einmal einen richtigen Wald geſehen?

Nein, das hatte Johanna nicht. Ploni ſagte: Warte, bis du groß biſt. Mein Bruder fragte: Was iſt dann?

Dann kommt man vielleicht ſchon ein wenig herum und da ſieht man gewiß auch einen Wald.

Johanna ſagte: Wenn ich groß werde ...

Wir alle wurden ſtill und es wurde uns mühſam zu atmen.

Und Johanna ſagte leiſe vor ſich hin wie zu ſich ſelbſt: Alle Kinder werden groß.

Die Worte ſprach ſie einzeln und zuverſichtlich aus, aber ihre Stirn war beſchattet wie von einer großen Hand.

Ploni ſagte und es war, als ſähe auch ſie die große Hand: Alle nicht, manche müſſen ſterben.

Johanna war ganz ſchweigſam und ſtill.

Und Ploni erzählte von einem kleinen Mädchen, bei dem ſie einmal war. Das Kind war luſtig und ſprang den ganzen Tag herum, es bekam alles von ſeinen Eltern, was es ſich nur wünſchte. Eines Abends wurde es krank, fieberte heftig und in der Frühe lag es tot auf ſeinem Bett.

Mein Bruder fragte: Was iſt das: tot?

Und Johanna ſagte: Ich weiß es; ein Engel kommt und trägt einem die Seele fort; der Körper aber wird eingegraben und ſpäter von den Würmern aufgefreſſen.

Mein Bruder fragte: Ich auch? und du und Marianne?

Johanna ſagte: Ja, wir alle.

Und Ploni?

Auch Ploni.

Johannas Geſicht war ganz gelb, wie es aus den weißen Verbänden hervorſah. Im Zimmer roch es nach Ölfarbe und Karbol. Gedämpft hörte man durch das geſchloſſene Fenſter den Lärm der nahen Straße. Unten ſtritten zwei Weiber. Ein leiſer Schnürlregen klatſchte an

die Fenſterſcheiben und das flimmernde Licht der Laterne ſpiegelte ſich in den Waſſertropfen zu Tauſenden von Strahlen. Die Kerze war herabgebrannt und auf einmal erloſch ſie.

In der Dunkelheit hatte ſich von jeder Seite eine Hand in meine gelegt. Die eine war warm und hatte dünne Fingerlein; ſie gehörte meinem Bruder, die andere fühlte ſich eiskalt an und feucht und wie Leder; es war die Hand meiner Schweſter. Die warmen Finger hielt ich feſt, die kalte Hand ſchüttelte ich ab; ſie hatte mich wie ein Grauen erfaßt.

Johanna ſagte nichts, aber ihre Hand, die früher wärmend die meine geſucht, hatte ſich zurückgezogen. Ich konnte Johanna nicht ſehen, aber ich wußte, daß ihre Augen in der Finſternis ſich in die meinen bohrten, und daß ſie glänzten von ungeweinten, erſtarrten Tränen . . .

*

Es kamen ein paar wunderbare ſonnige Frühherbſttage.

Um dieſe Zeit war es am ſchönſten im Prater. Ploni liebte die weiten Wege in den Auen. Johanna kam nicht mit, weil ſie immer gleich müde wurde. Sie blieb zu Hauſe und wollte Figuren zeichnen. Sie war wieder kräftiger, aber ſie mußte geſchont werden; die feuchte Luft der Herbſtdämmerung wäre nicht gut für ſie geweſen.

Ploni führte uns jedesmal neue Wege. Wir fragten: Waren wir hier ſchon? Nein, hier wart ihr noch nicht.

Hinauf in die Wildnis des Praters, am Saume der großen Feuerwerkwieſe und dann hinüber kreuz und quer

durch die Krieau beim toten Waſſer vorbei. Die rotbraunen Kaſtanien bedeckten den Boden und geſtorbenes Laub, vom Winde zerweht.

Über die Wieſen zog der bläuliche Abendnebel. Im Teiche quakten die Fröſche. Wir gingen über einen Steg und waren beim Tiergarten.

Fernher aus dem Walde tönte eine Stimme. Locki daher! ... woher? ... daher! ...

Wir wußten nicht, ſprach man zu einem Menſchen oder zu einem Hunde.

Ploni nahm uns unter ihren weiten Radmantel und wir ſchloſſen im Gehen die Augen.

*

Am nächſten Tage wollte ich nicht wieder mitgehen. Es war mir bange vor Plonis einſamen Wegen. Auch wäre ich einen Tag gerne zu Hauſe geblieben, hätte beim Fenſter geſeſſen und hinausgeblickt und gedacht: wie ſchön wird es jetzt in den Praterauen ſein! Vielleicht, wenn es der Zufall will, könnte man auf ein Reh ſtoßen.

Ein Stück des Weges war ich mit Ploni und meinem Bruder Alexander gegangen, dann drehte ich mich um und lief zurück nach Hauſe.

Johanna lag in ihrem Bette und ſchlief. Unter der Decke hervor ſahen ihre Füße. Sie hatte Strümpfe an und ein blaugeſtreiftes Barchentkleid.

Im Nebenzimmer, das wir das ſchöne Zimmer nannten, hörte ich ſprechen. Dieſes Zimmer war mit dem unſrigen durch einen Korridor verbunden. Wir durften

nur selten hinein. In der Frühe, gleich wenn Ploni aufstand, mußte sie aufräumen, dann wurde die Tür versperrt.

Ich stand und lauschte.

Das war ja meine Mutter, die sprach. Auch die andere Stimme kam mir bekannt vor. Ich schlich mich heran und guckte durch einen Spalt in der Tür ins Zimmer. Wie war es schön da drinnen: die grünen Vorhänge und der Teppich und der samtene Schlafdiwan. Beim Fenster, hinter geschlossenen Vorhängen standen meine Mutter und — Wahlmann, der Jugendfreund meines Vaters. Er stand groß und schlank neben meiner Mutter, die ihm grade bis zur Schulter reichte. Er war sehr fein gekleidet, ganz schwarz. Sein Zylinderhut und sein Spazierstock mit Elfenbeingriff lagen auf dem Tisch, daneben die Handschuhe aus braunem Leder mit gelben Knöpfen.

Auf seinem Arm lag die Hand meiner Mutter. Aber es sah aus, als hätte nicht sie, sondern er sie dort hingelegt. Meine Mutter hatte ein dunkelgraues, hochgeschlossenes Kleid an. Sie sah ganz klein neben ihm aus; unter dem Rocksaum sahen ihre Füße hervor. Die braunen Haare hingen ihr in die Wangen; sie war so süß, daß ich sie gern geküßt hätte.

Aber jetzt sagte er etwas und atemlos lauschte ich. Ihn verstand ich nicht; er sprach sehr leise. Aber Mutter hörte ich sagen, indem sie den Kopf zurückbog: Ich bin neunundzwanzig Jahre.

Er sagte: Und ich über vierzig.

Mutter sagte: Ja, mein Mann ist ebenso alt.

Ich hatte keine Lust, länger zuzuhören, denn er sprach sehr leise, und ich konnte es nicht mehr mit ansehen, wie

er Mutters Hand hielt. Ich lief über den Korridor in die Küche und ſchrie laut, wie in Feuersgefahr: Mama! Mama!

Im Augenblick war Mutter bei mir. Sie war blaß vor Schrecken: Aber Kind, ſagte ſie.

Mama, ich bin Ploni davongelaufen; ich möchte lieber zu Hauſe bleiben.

Gut, komm zu Johanna; ich bleibe heute bei euch.

Sie küßte uns lange und blieb bei uns.

Ich nahm mir vor, von dem, was ich geſehen hatte, niemand zu erzählen. Als ich am nächſten Morgen erwachte, glaubte ich, ich hätte das Ganze nur geträumt. Und je mehr Tage vergingen, deſto ſicherer wußte ich es ... einen Zylinderhut ... braune Handſchuhe mit gelben Knöpfen ...

Einmal aber, ich ſah grade aus dem Fenſter. Wer ſtand drüben? Mein Vater mit Wahlmann, ſeinem Jugendfreund.

Heute hatte dieſer einen dunkelbraunen Überrock an und trug einen Regenſchirm. Aber was hatte er an den Händen? Dieſelben braunen Handſchuhe mit den gelben Knöpfen, die ich ſchon einmal geſehen hatte.

Aber zu uns kam er niemals wieder. Lange noch dachte ich, ich hätte das Ganze nur geträumt ...

Dann dachte ich nicht mehr daran, denn es kam etwas anderes, es kam die Schule.

Eines Morgens ſtand Ploni an meinem Bett, um mich zu wecken. Sie ſagte: Nun ſteh raſch auf, es iſt Zeit.

Ich mußte meine verſchlafenen Augen mit dem kalten Waſſer waſchen. Meine Locken wurden glatt gebürſtet;

ich zog ein blaues Matroſenkleid an. Ploni führte mich zur Schule. Ich kam in ein großes Zimmer mit Bänken, in denen ſchon viele kleine Mädchen ſaßen. Die meiſten waren ſchon gut Freund, hielten ſich an den Händen. Ich drückte mich feſt in Plonis Arm. Aber da erſchreckte mich ein lautes und langes Läuten.

Ploni ſagte: Nun muß ich gehen, und machte ſich von mir los. Da kam eine große Angſt über mich, ich klammerte mich an ſie und heulte und ſchrie fürchterlich. Da fingen auch andere Kinder zu weinen an. Ploni war auf einmal fort.

Mit dem Verhallen des Klingelzeichens trat eine alte, große, magere Frau ein. Sie trug ein ſchwarz-grünlich verſchoſſenes Kleid und große Filzſchuhe an den Füßen; am Arme baumelte ihr ein rieſiger Beutel. Sie hatte eine glatte, enge Friſur mit einem abſtehenden Dreher; und ſie hatte auch ein vorſtehendes oberes Gebiß. Das Fürchterlichſte aber waren ihre Augen, wenn ſie die Brille herunternahm, um ſie zu putzen. Ihre Stimme war rauh und ſehr laut, ſie erſchreckte uns damit. Ich habe ſie niemals freundlich geſehen; nie hat ſie gelächelt. Ich war immer froh, wenn ich wieder zu Hauſe war. Schreckhaft war es anzuhören, wenn ſie ein Leſeſtück Silbe für Silbe vorſprach, jedes Wort einförmig betonend. Es hörte ſich an wie eine Trauerklage.

Hob ein Kind die Hand in die Höhe, ſchrie ſie es an: Was, hinaus willſt du? Geh zu Hauſe! Kam ihr dann eine „verdächtig" vor, ging ſie hin, führte ſie auf die Treppe, und alle mußten ſie auslachen wegen ihres naſſen Kleidchens. Da aber im Laufe des Jahres alle drange-

kommen waren, brauchte ſich keine mehr vor der andern zu ſchämen.

Sie gab uns Namen: Du mit dem häßlichen Geſicht! Du mit der ſchmutzigen Naſe! Du mit dem zerriſſenen Ärmel! Zu mir ſagte ſie: Du Schlafmütze, morgen bring dir ein Kiſſen mit!

Ich litt in dieſer Zeit an einer entſetzlichen Schlafſucht. Kaum war ich eine Stunde in der Schule, quälte es mich ſchon, daß ich den Kopf auf die Bank legen mußte und in tiefen Schlaf verſank. Dann kam die Lehrerin unhörbar auf ihren Filzſohlen und weckte mich, indem ſie mich mit kaltem Waſſer begoß.

Dieſe Schlafſucht dauerte die erſten Jahre meiner Schulzeit und hat mir viel Leid und Kummer gebracht.

Es war ein Jammer, daß ich keine Freundin finden konnte und immer ſo allein herumſtehen mußte. Es ſchien, daß ich allen überflüſſig war. Meine Eltern hatten ihre ſchweren Sorgen um die Erhaltung der Familie und ſie hatten Johanna, die krank war, und Alexander, der laut und fröhlich durch das Haus ſprang und Ploni, die ihnen half; dann hatten ſie noch ſich ſelbſt.

Von meinem Bruder trennte mich ſein allzu lautes Geſchrei, von meiner Schweſter ihre allzu große Stille. Ploni war gut, aber ſie befreite ſich von mir, wo ſie nur konnte; und mir war ſo bang vor ihren traurigen Liedern.

Wenn die Schule aus war, gingen die Mädchen paarweiſe, auch mehr, plaudernd, lachend. Im Winter warfen ſie Schneeball, im Sommer gings durch den grünen Park; ſie haſchten einander, während die breiten Strohhüte ihnen den Nacken hinabrutſchten.

Dann ging ich die Häuſerreihe entlang, immer an der Wand und ſah ihnen zu; an Tagen, wo Johanna zu Hauſe bleiben mußte, ging ich allein den Weg.

Ich konnte keine Freundin finden. Oft nahm ich mir vor: Morgen frage ich die oder die, ob ſie meine Freundin ſein möchte. Jede wäre mir gleich recht geweſen.

Da war ein Mädchen, das über die anderen hinausragte. Es wurde in der Klaſſe viel von ihr geſprochen und einmal kam der Herr Oberlehrer und ſagte: Hauer, ſage zu Hauſe, es ſoll deine Mutter kommen. Martha Hauer verſäumte in jeder Woche viermal die Schule, und man hatte erfahren, daß ſie beim Opernballet mitwirkte. Es war ihre Mutter gekommen und hatte erklärt, ſie nähme ſie nicht aus der Oper, lieber nähme ſie ſie aus der Schule. Martha war ein reizendes Kind mit einem weißen Engelsgeſicht.

Zwei Tage, nachdem ihre Mutter da war und alle nur von Martha Hauer ſprachen, redete ich ſie auf der Straße an: Möchteſt du vielleicht meine Freundin ſein; ich mag dich gern leiden.

Martha Hauer lächelte eigentümlich und ſagte: Aber geh, ich hab' ganz andere Freundinnen.

Ich fragte: Wen haſt du?

Ach alle. Die Primaballerina und die in der zweiten Quadrille und das ganze Corps de ballet und erſt die Tänzer! Einen ſolchen Berg Bonbons habe ich zu Hauſe.

Ich konnte nichts ſagen vor Staunen, ich ſah ſie nur an. Dann ſagte ſie mir Adjö, ſie müſſe jetzt ſofort nach Hauſe, denn um zwei Uhr wäre die Probe, wo ſie in einem roten

Gazekleid als Teufelin um die Primaballerina zu tanzen habe.

Martha Hauer als Teufelin in der großen Oper! Mein Kopf konnte das nicht faſſen. Ein paarmal ſuchte ich noch in ihre Nähe zu gelangen, ob ſie mir wieder von der Ballerina erzählen würde — ich wäre ſchon darüber ſehr froh geweſen — aber es kam nicht vor; Martha Hauer ſprach nie wieder ein Wort zu mir.

Olga Welt gefiel mir, weil ſie Überſchuhe und ein ſamtenes Kleid trug und weil ſie zugleich lachen und weinen konnte. Sie war auch faſt immer luſtig, und ſie war die einzige, über die unſere Lehrerin eine Sekunde lang gelacht hatte. Ich hätte mich gern mit Olga Welt befreundet, doch wie ich zu ihr ging und mit ihr ſprechen wollte, ſagte ſie, ſie möchte ganz gern meine Freundin ſein, doch erlaube es ihre Mama nicht, daß ſie mit armen Kindern verkehre. Sie ging immer mit Grete Hupfeld und Klara Martin; die hatten gleichfalls Überſchuhe und im Frühling, wenn es geregnet hatte, kamen ſie in ſchottiſchen Mänteln.

Ich ging noch am ſelben Tage zu Ploni in die Küche und fragte: Ploni, bin ich ein armes Kind?

Freilich biſt du ein armes Kind.

Warum, Ploni?

Weil deine Eltern kein Geld haben.

Ja, das begriff ich.

Ich warb nun nicht mehr um Olga Welt und hatte auch nicht mehr den Mut, eine andere zu fragen, ſondern ging fortan allein, die Wand entlang.

Ich nahm mir vor, fleißiger zu ſein als alle anderen.

Aber es ging mir sehr schwer; am schwersten ging es mit dem Schreiben und mit dem Rechnen. Und wenn die Lehrerin fragte: Sind alle fertig mit dem Satz? sagten alle ja, nur ich war noch nicht fertig. Dann kam sie und sagte: Leg' einmal die Hände auf die Bank! und schlug mit dem Lineal darauf: zwei-, drei-, viermal fest — so, sagte sie, hast du genug? Wie aus Holz sind deine Finger.

Die Mädchen lachten. Die Lehrerin hatte ihrem Zorn Luft gemacht, war wieder ruhig, nahm die Brille ab, um sie zu putzen, und es kamen ihre schrecklichen Augen zum Vorschein. Ich saß da mit meinen hölzernen, geschlagenen Fingern. O wie war mir so bange!

*

Dann kam ein Jubel, Jubel ohnegleichen. Wir zogen aus dem Hause fort, in ein anderes Haus. Die Fenster gingen in einen Lichthof. Da gab es Katzen; braune, schwarze, schneeweiße mit Glasperlenaugen; die schrien morgens wie kleine Kinder; dann wurde ein Tisch in den Hof gebracht; die zwei Kürschnergehilfen legten einen Pelz hin und klopften ihn mit einem Rohrstock im Takte. Dann kamen die Kinder aus dem Trödlerladen im Hofe mit ihrer häßlichen alten Bulldogge Drotschke, die aussah, als hätte sie Brillen, und unserer Lehrerin überhaupt sehr ähnlich war.

Drotschke! rief ich hinunter und warf ihm einen Stein zu.

Drotschke bellte; er war immer voll Verdruß. Schnapp mich! da hast mich! rief ich. Dann kam Milka, das Mädel des Trödlers, schwarzhaarig, bloßfüßig, mit ihrem Bru-

der Lorenz, dem Galgenſtrick, wie ſein Vater ihn nannte, und riefen hinauf: Komm 'runter, komm 'runter, wir gehen zur Donau, Pudelſcheren zuſchauen.

Ich rief: Wer geht?

Sie ſchrie hinauf: Du, nimm deinen Bruder mit, ich meinen und Drotſchke.

Ja, ich komme.

Und ich ging vom Fenſter weg.

In dem Augenblick hörte ich, wie Ploni zu meinen Eltern ſagte: Aber bitte — ich trag' die Ohrringe und die Broſche hinein; vier Gulden bekomme ich darauf. Was glauben Sie, die Kinder müſſen wieder einmal ein warmes Eſſen kriegen ...

Von unten herauf rief es: Komm!

Die ſchwarze, bloßfüßige Milka ſchrie: Komm 'runter! Komm 'runter.

Ich komme! ich komme! jubelte ich.

*

Und ſo wurde Milka meine Freundin. Freilich war ſie ein arges Mädel und ſie erzählte mir, ſie habe beim Kaufmann Äpfel geſtohlen, als er ſich einen Augenblick umgedreht hatte, um einer Frau auf einen Gulden herauszugeben.

Aber was tat's? Ich hatte eine Freundin! Milka hatte einen trunkſüchtigen Vater; ihre Mutter handelte mit Dienſtboten, alten Kleidern und Juwelen. Die Kinder wurden oft heftig beſchimpft und geprügelt und bekamen nichts zu eſſen; das war die Erziehung. Aber ſie waren bereits ſo verkommen, daß ſie ſich nichts mehr daraus

machten und Lorenz fing ſchon an, ſeine Mutter zurückzuſchlagen. Doch was Freundſchaft iſt, wußten ſie allein. Oft hörte man ein fürchterliches Geſchrei unten im Laden.

Nun geht wieder alles drunter und drüber, ſagten die Leute. Man ſollte dem Menſchen die zwei Kinder wegnehmen.

Was, Kinder! ſagte einer — fertige Verbrecher. Bei dem Vater kein Wunder!

Nachher ſaßen Milka, Lorenz und Drotſchke auf einem Handwagen, alle drei verprügelt und verheult, ſchmutzig, ſchwarz, mit böſen, wie vergifteten Geſichtern.

Mit ein paar Sprüngen war ich unten bei ihnen.

Warum habt ihr ſo geſchrien? fragte ich ſie.

Ach, der Hund hat uns geprügelt, ſagte Lorenz.

Welcher? Dieſer?

Nein, ſagte Milka, unſer Vater; der da iſt Drotſchke, unſer Freund. Aber kommt, jetzt wollen wir zu den Pudelſcherern, hol' ihn unterdeſſen der Teufel.

Und alle jagten wir mit ſchallendem Gelächter davon; es war wie ein Indianergeheul.

Auf der Wieſe bei der Donau war es kühl und luftig. Das Waſſer rauſchte heran, blau, grün, und man ſah die Fiſche mit den kleinen Wellen dahinziehen.

In unſerer Nähe ſaßen alle möglichen Leute, und viele, viele Gaſſenbuben, alle barfuß und zerlumpt. Auch ein Fiſcher mit der Angel war da. Ringsherum, bis zur Mauer hinauf, bis zu den kleinen Steinen waren gelbe Blumen. O wie wunderbar ſie glänzten auf der ſchmutzigen Erde, mitten in Miſt und Butterbrotpapier. Ich pflückte ſie behutſam, ich hielt ſie in meinen Händen, ich

ſah ſie an; wie ſchön ſie waren! ich band ſie zu einem kleinen Strauß, um ſie Ploni mitzubringen.

Bis weit hinauf zur andern Brücke ſaßen am Ufer die Pudelſcherer. Leute kamen mit Hunden und die Scherer hatten alle Hände voll zu tun. Wenn die Hunde fertig waren, tauchten ſie unter, man warf ihnen Steine und Stöcke zu, die brachten ſie wieder aus dem Waſſer heraus. Es war ein luſtiges und reges Leben.

Mein Bruder machte es wie Lorenz, zog Schuhe und Strümpfe aus und machte es ſich ſo gemütlich, als wenn er dort der Herr geweſen wäre. Ich hätte mir nicht Schuhe und Strümpfe ausziehen mögen! Im ſumpfigen Graſe lag ich. Meine Augen ſuchten die Höhe, am Himmel die Wolken, die weißen, klaren, von rußigen Schloten häßlich geſchwärzt und verfinſtert. Vom Kai her, jenſeits des Ufers kamen die Stimmen von Menſchen und mengten ſich mit den leiſe rauſchenden Wellen des Fluſſes; dazwiſchen klang das zarte Geklingel der Pferdebahn.

Die ſchwarze Milka hatte mir ihr junges Diebsgeſicht zugewendet und ihren Arm vertraulich um meine Schulter gelegt. Iſt es nicht gut hier, beſſer als zu Hauſe?

Ja, Milka, ja.

Wenn am Kai die erſten Lichter aufblitzten, gingen wir nach Hauſe. Milka lachte allen Vorübergehenden frech ins Geſicht, nachdem ſie ſie vorher ſcharf angeblickt hatte, mit ihren großen, traurigen Augen, als wollte ſie ſagen: Ha — Ihr! — Ihr! — Im Hausflur reichte ſie uns zum Abſchied die Hand. Leb wohl! und morgen kommt ihr wieder!

Ja, ja.

Und ihre Vagabundengestalten verschwanden mit Drotschke, der Bulldogge, hinter der Tür, die in den Lichthof führte.

Oben gab ich Ploni die Blumen: Schauen Sie, was ich Ihnen mitgebracht habe.

Ploni war ärgerlich auf uns, weil wir mit den Gassenkindern gingen, sie hatte es uns schon einmal verboten, und weil sie keine Zeit hatte, mit uns zu gehen, sollten wir warten. Wir wollten nicht warten und trieben uns lieber herum.

Ploni! sagte ich von ganzem Herzen, und hielt ihr die Blumen hin — ich wollte, daß sie wieder gut war — sie aber klatschte mir auf die Hand: Wirf das weg, sagte sie, pfui.

Warum? — ich weinte — es sind ja Blumen.

Pfui, das sind keine Blumen, das ist Unkraut. So ein Unkraut wie ihr — ihr seid ja unter die Gassenkinder gegangen.

Aber es sind ja Blumen, sagte ich.

Das pflückt man nicht. Es ist Löwenzahn, wirf es weg.

Und sie nahm den lieben, lieben Löwenzahn und warf ihn aus dem Fenster in den Lichthof zu Drotschke.

Aber Ploni war nicht lange böse. Es war noch nicht Abend, als sie wieder lieb mit uns war und auch wegen Milka sagte sie nichts mehr.

*

Ein Glück kommt selten allein. In derselben Woche schloß ich mit einem Mädchen aus der Klasse, Annerl

Neuber, Freundſchaft. Sie wohnte bei ihrer Tante, einer Wäſcherin; ihre Eltern waren Förſtersleute auf dem Lande.

Es fing damit an, daß ich ihr meine Frühſtückſemmel gab, da ſie ihre daheim vergeſſen hatte. Wir gingen zuſammen nach Hauſe und ſprachen über allerlei, über die Lehrer und über die Schülerinnen. Annerl erzählte, daß ſie zum Beiſpiel von Toni Grippa ſchauderhafte Geſchichten wiſſe; wenn die Lehrerin es erführe, gäbe es für Toni Grippa eine Sittennote.

Freilich wollte ich es gerne wiſſen, was es von Toni Grippa für Geſchichten gäbe. Doch Annerl ſagte, nein, ein andermal, morgen, übermorgen!

Ich verſchenkte an Annerl Federhalter, Tintenwiſcher, ich brachte ihr von Johanna, die ohnehin krank zu Bette lag und ſie nicht brauchte, Notizbücher mit Bleiſtiften und faſt täglich gab ich ihr meine Frühſtückſemmel.

Einmal war Annerl zu uns gekommen. Aber Ploni flüſterte mir zu, es wäre beſſer, wenn jetzt niemand Fremder zu uns käme.

Ich fragte, warum, Ploni?

So.

Da ging halt ich zu Annerl. Jedesmal ſtand ihre Tante am Waſchtrog oder beim Bügelbrett.

Annerl mußte ſich ſelbſt den Kaffee auf dem Spirituskocher wärmen. Die Tante packte unterdeſſen den Korb voll Wäſche und Annerl ſagte zu mir: Du, faſſ' da an, und ich da. Ich faßte an. Wir mußten in verſchiedene Gaſſen gehen, die Wäſche abliefern.

Wenn du Trinkgeld kriegſt, rief ihr die Tante nach, vernaſch' es nicht, in die Sparbüchſe kommt es.

Wir gingen die Gaſſe hinunter.

Ich kann nicht mehr, Annerl, ſagte ich.

Aber, ſagte ſie, der Korb wird ohnehin bald leer. —

Ich bekam Schwielen an den Händen und ich huſtete von der Anſtrengung.

Einmal ſah mich zufällig meine Mutter, als ich den ſchweren Korb trug. Sie war ſehr böſe und zerrte mich an der Hand weg von Annerl. Zu Hauſe halte ich ein Mädchen, damit ſie für euch arbeitet, und du, dummes Kind, trägſt ſchwere Körbe! Nie wieder ſollſt du das tun.

Ich dachte nach: Freilich war es entſetzlich, bei jedem Wetter die Stöße mit Wäſche zu tragen, daß man oft glaubte, man könne nicht weiter — trotzdem Annerls Tante zu uns geſagt hatte, das ſtärke die „Muſchkulatur".

Aber wie war es wieder herrlich, wenn man zu Milka ſagen konnte: Nein, heute kann ich leider mit dir nicht gehen, denn ich bin bei meiner Freundin Annerl eingeladen. Ebenſo wie es herrlich war, zu Annerl zu ſagen: Leider — heute gehe ich mit meiner Freundin Milka ſpazieren.

Gewöhnlich ging ich dann mit keiner, blieb zu Hauſe und ſah aus dem Fenſter in den Lichthof hinab und dachte: Ja, ich habe zwei Freundinnen, die eine hat eine Bulldogge und wird täglich geprügelt, die andere muß zu den Leuten die Wäſche tragen und die Trinkgelder in die Sparbüchſe geben.

*

Johanna ſagte zu mir: Bleibſt du auch einmal zu Hauſe?

Ja, ſagte ich, heute haben meine Freundinnen eben keine Zeit.

Johanna ſah mich trüb an: Dann lärmt ihr immer ſo, wenn ihr kommt und weckt mich auf; immer mit ſo lautem Geſchrei kommt ihr und erſchreckt mich.

Alexander lärmt.

Nein, du, ihr beide; du am meiſten. Ich erkenne deine Stimme.

Nun ja — vielleicht — wir unterhalten uns immer ſo gut.

Johanna zog die Decke über den Kopf. Laß mich, ich will nichts hören. Geh fort von da.

Warum ſprach ich von Unterhaltung? Wir hatten uns noch nicht ein einziges Mal unterhalten ...

Annerl wollte nichts ausplauſchen, von dem, was ſie über Toni Grippa wußte. Sie ſagte: Morgen! Aber morgen bekam ſie wieder meine Frühſtückſemmel und nichts erzählte ſie.

Bis ich es einmal doch erfuhr ...

Es war nach acht Uhr. Der Unterricht hatte ſchon begonnen. Es herrſchte eine merkwürdige Unruhe in der Klaſſe. Rechenſtunde war und die Lehrerin ſchrieb an die Tafel. Auf einmal nahm ſie die Brille herunter und ſtarrte mit ihren ſchrecklichen Augen in die Richtung, wo Nora Hadik ſaß. Nora Hadik war das bravſte Mädchen in der Klaſſe.

Jetzt hatte ſie den Kopf in den Arm vergraben und ein ganz heißes, ganz unglückliches Weinen ſchüttelte ſie. Aller Augen und aller Aufmerkſamkeit waren auf ſie gerichtet.

Hadik, ſteh auf, ſprach die Lehrerin.

Nora Hadik vergrub nur noch mehr ihren Kopf.

Bitte, ſie weint, rief es im Chor.

Da ging die Lehrerin zu ihr und ſagte noch einmal: Steh auf! Kopf in die Höh'.

Sie ſtand nicht auf.

Die Lehrerin ſagte zu einem Mädchen: Hole den Herrn Oberlehrer aus der Kanzlei.

Der Herr Oberlehrer kam.

Schaun Sie, was Nora Hadik macht, ſie trotzt.

Der Herr Oberlehrer ſagte in ſcharfem Befehlston: Du, komm einmal heraus, was gibt es denn?

Und über Nora Hadiks Lippen ſtürzten die hinausgeſchluchzten Worte: Bitte, Herr Oberlehrer, Toni Grippa hat erzählt, wieſo es käme, daß die kleinen Kinder auf die Welt kommen.

Eine Minute tiefſten Schweigens.

Nora Hadik hatte ſich wieder niedergeſetzt und ihre Augen verſteckt, ihr ganzes rotflammendes Geſicht verſteckt.

Der Herr Oberlehrer ſah die Lehrerin an; die Lehrerin ſah Toni Grippa an.

Das Geſicht des Herrn Oberlehrers war von einer milden und freundlichen Helle, wie wenn es ein Sonnenſtrahl getroffen hätte, mitten in tiefer Arbeit.

Die Blicke der Lehrerin waren voll Haß, wie wenn man ſagt: Hund, abſcheulicher! Scheuſal!

Die Mädchen ſahen abwechſelnd auf den Herrn Oberlehrer, auf die Lehrerin, auf Toni Grippa und auf Nora Hadik.

Ich blickte Annerl Neuber ſpöttiſch an: Siehſt du, jetzt weiß ich es, auch ohne daß du es mir ſagſt. Ich wußte nichts.

Der Herr Oberlehrer ſagte ſtreng: Grippa, du bekommſt eine Sittennote, und dein Vater ſoll kommen, nicht deine Mutter, dein Vater.

Ich hab' keinen Vater.

Dann ſoll dein Vormund zu mir kommen.

Ja, bitte.

Die Lehrerin ſagte beim Hinausbegleiten: Ein total verdorbenes Geſchöpf!

Der Herr Oberlehrer ſtrich mit ſeiner weißen Hand über ſein graues Haar und rückte an ſeinem goldgefaßten Zwicker. Dann reichte er der Lehrerin die Hand und ſagte: Laſſen Sie es, Fräulein. Und leiſer ſagte er: Man muß der Sache keinen großen Wert beilegen, vielleicht plappert ſie nur nach, was ſie zufällig gehört hat.

Da machte die Lehrerin ein zorniges Geſicht: Sie irren ſich, darin liegt Syſtem.

Der Herr Oberlehrer ſagte: Nun, ich will nichts Böſes glauben.

Es war ihm vor kurzer Zeit ein junger Sohn geſtorben, eine junge Tochter hatte nach Braſilien geheiratet.

Die Lehrerin hatte keinen Sohn und keine Tochter.

Als der Herr Oberlehrer die Tür hinter ſich geſchloſſen hatte, ſagte ſie zu Toni Grippa: Du wirſt noch extra nachſitzen, verderbte Kreatur.

Und zu Nora Hadik ſagte ſie: Du ſtellſt dich in die Ecke für eine halbe Stunde.

Es war ein Ereignis, daß Nora Hadik draußenſtehen mußte, denn ſie war ein ſehr braves Mädchen. Als Nora Hadik fünf Minuten geſtanden hatte, ſagte ſie weinend: Bitte, ich kann nicht ſo lange ſtehen, ich habe ein wehes

Knie. Und ſie ſchob ihren Rock hinauf, zog den Strumpf herab und zeigte ihr wehes Knie.

Da ſchrie die Lehrerin auf: Was, dein Knie zeigſt du her, du ungezogenes Mädchen. Du wärſt imſtande geweſen, auch dem Herrn Oberlehrer dein Knie zu zeigen, wenn zehn Minuten vorbei ſind, kannſt du dich ſetzen.

Und die Lehrerin ſagte zum Schluß, daß keine mir mit Toni Grippa ein Wort ſpricht.

Ich erzählte alles Ploni und Johanna.

Ploni ſagte: Ja, ſo werden die Kinder in der Schule verdorben.

Johanna ſagte: Warum verdorben? und iſt es vielleicht etwas Böſes, wenn ſie ihr Knie herzeigt; das Knie gehört doch ebenſogut zu ihr, wie ihre Hand, Körper iſt Körper. Ich wollte, ich wäre ſchön ...

Ich weiß nicht, was Johanna jetzt dachte, ſie wiederholte traurig: Man muß ſchön ſein!

Ploni ſagte: Dann iſt man es immer für die anderen, und die machen einen unglücklich.

Johanna nickte, ſie dachte nach.

Ja, es mag ſein ...

Und ſie ſah mich an, todtraurig, voll unendlichen Kummers und Grams, ſo klein und jung ſie noch war ...

Ploni ſagte plötzlich zu uns: Kinder, ich muß euch etwas ſagen. Ich werde nur noch ein paar Tage bei euch ſein können; vielleicht bleibe ich noch bis Sonntag.

Was, Ploni?

Ich muß fortgehen, Kinder.

Ploni ...

Ja, Kinder.

Nein, Ploni, nein; Sie machen einen Scherz, einen dummen, kleinen Scherz.

Nein, Kinder, Kinder, nein.

Ich dachte im Augenblick: Gut, ich habe Milka und ich habe Annerl.

Und Johanna dachte: Dann habe ich niemand.

Ploni, warum?

Ich hab' bei euch keine Zukunft.

... Zukunft?

Ja, ich muß ſehen, daß ich wo unterkomme. Ich bin nicht mehr jung.

Meine Schweſter ſchaute mit ihren kranken, tränenloſen Augen ins Leere.

Sie wollen von uns fort? fragte ſie.

Ich will nicht, ich muß. Euer Vater hat es mir heute geſagt. Wenn ich wo bin, vielleicht kann ich euch helfen, und ich werd' euch auch beſuchen ...

Ich dachte: Ich habe Annerl und Milka und auch Milkas Bruder, könnte man ſagen, und Drotſchke.

Johanna dachte: ... niemand ...

Ploni ſagte: Wie andere Dienſtmädchen Sonntags auf den Tanzplatz gehen oder ins Wirtshaus, ſo werde ich jeden freien Sonntag zu euch kommen.

Warum nur, Ploni? Warum?

Ich habe nichts mehr. Ich muß mir wieder etwas verdienen.

Wir ſprachen nicht mehr darüber und dachten nicht mehr daran. Als aber der Sonntag herankam, wurde uns das Herz ſchwer. Meine Mutter wirtſchaftete herum und ſagte zu Vater: Jetzt möchte ich ſie ſchon am liebſten

fort haben, es ist mir so peinlich, daß wir ihr nichts geben können. Und Vater sagte: Es ist auch wegen der Kinder; sie sind so sehr an sie gewöhnt, sie werden weinen. Wenn es erst glücklich vorüber wäre!

Gegen Mittag bekam ich Herzklopfen vor Erwartung. Nun dachte ich nicht mehr an Annerl und nicht mehr an Milka; ich dachte nur immer: Ploni geht.

Johanna wollte allein sein, still sitzen und schweigen.

Mein Bruder Alexander sprang um Ploni herum, die ihr schwarzes Trauerkleid mit Benzin putzte.

Mutter kam ins Zimmer, machte heftig die Tür zu und sagte: Nun putzt sie seit einer Stunde an ihrem Kleid. Es ist peinlich, daß sie so fortgehen muß, ohne daß wir ihr das geringste geben können.

Es war ein kalter, frostiger Apriltag. Und doch blieb es schon so lange hell. Den ganzen Tag diese Helle.

Ich dachte: Morgen ist wieder ein Schultag, wie wird es sein, wenn ich mittags nach Hause komme?

Und in derselben Minute sagte meine Mutter: Siehst du, wenn du morgen aus der Schule nach Hause kommst, ist Ploni nicht mehr da. Ist es dir sehr leid?

O ja, Mama.

Mir scheint, ihr habt Ploni lieber als mich?

Nein, aber wir haben sie sehr lieb.

Ihr möchtet wohl gern, daß sie dableiben soll?

Johanna rief laut: Ja, Mama.

Es geht nicht, Kinder — leider ...

Ploni sagte zu Johanna: Warte, ich werde dir dein Bett machen; erst werde ich es gut lüften, dann werde ich es dir gut machen, recht gut.

Mutter wurde ärgerlich: Laſſen Sie, Ploni, ich kann das auch. Richten Sie einſtweilen Ihre Sachen zuſammen.

Ploni räumte ihren Koffer ein. Wir ſtanden ſchweigend dabei und ſahen zu. Sie ſperrte eine Kaſſette auf und ließ uns hineingucken: ein paar Photographien, ein Gebetbuch, ein Roſenkranz (noch von der Firmung), getrocknete Blumen und ein Tüllſchleier.

Wir fragten: Was iſt das? was iſt das?

Ah, neugierige Katzen, verbrennen ſich die Pratzen ...

Nein, Ploni, die Bilder ...

Alſo, das ſind meine Eltern — geweſen — das mein Bruder, mein anderer Bruder, ſo — und jetzt nichts mehr ...

Und Ploni legte ihre Hände wie ſegnend über die Kaſſette.

Aber dieſer, Ploni, der Soldat?

... Auch ein Bruder ...

Nein, Sie haben nur zwei Brüder.

Gut, dann hab' ich nur zwei Brüder, der iſt wer anderer ...

Wo ſind die alle hin, Ploni.

Die alle ſind tot.

Tot?

Ja, tot, tot, tot.

Und heute Ploni — wo werden Sie heute Nacht ſchlafen?

Bei andern fremden Leuten.

Immer bei fremden Leuten?

Ja, immer bei fremden Leuten.

Wir wollten es nicht glauben, aber auf einmal ſtand Ploni vor uns in ihrem ſchwarzen Trauerkleid, küßte uns, ſagte uns Lebewohl und war fort.

Gegen Abend kamen zwei Dienſtmänner und holten ihren großen Koffer ab und die Schachtel, wo ihre Pelzmütze, ihr Muff und ihr Sommerhut aufbewahrt lagen.

Wir ſaßen traurig da und ſahen die Wände an und ſuchten Ploni mit unſeren traurigen Herzen und glaubten, jetzt und jetzt müßten wir eine wohlbekannte Stimme hören: Kinder, eine Räubergeſchichte, aber eine ganz neue. Es war nichts ... Mein Vater ſtand in der Küche und kochte Kaffee und meine Mutter nähte und nähte bis in den grauenden Morgen ...

Über Nacht war heimlich der Frühling gekommen. Es war der Tag, an dem die gelben Blumen auf allen Wieſen und Grasplätzen der Stadt wieder da waren: Guten Morgen! guten Morgen! wir ſind da! Wo die Schwalben, wieder heimgekehrt, über Vorſtadthöfe dahinzogen, in denen ein alter Brunnen plätſcherte und arme Kinder ſich im Reigen drehten, während ein Leierkaſten ſpielte:

... Du meine Wonne
Du all mein Glück, meine Luſt
Gedenke mein ...

Wir ſind da! Guten Tag! guten Tag! zwitſcherten die Schwalben über den Dächern.

In der Schule war Geſangſtunde. Durch die geöffneten Fenſter kamen die Sonnenſtrahlen herein. In den Bänken ſaßen die Schulmädchen, blank und froh und ließen ihre genäſchigen und geſchwätzigen Mündchen nicht ruhen.

Mir war es tief betrübt zumute. Mittags war mir

das Weinen nahe. Ich konnte nicht eſſen. Ich war krank vor Sehnſucht nach Ploni. Mutter ſchimpfte, nannte mich ein ſchlechtes Kind und war böſe auf mich; als es ausſah, als ob ich trotzte, bekam ich ein paar Schläge. Ich hätte meine Mutter ſo gerne um Verzeihung gebeten und in ihrem Schoße aus Traurigkeit geweint, allein, etwas war in mir, das mich mürriſch und bitter werden ließ und ich ging fort, meiner Mutter den Rücken zugekehrt und ohne ſie zu küſſen.

Um drei Uhr ging unſere Lehrerin fort und der Herr Oberlehrer kam mit ſeiner Geige. Er ſtimmte die Geige. Er fuhr ſich, wie es ſeine Gewohnheit war, einige Male mit der Hand über das Haar, ſah mit ſeinen freundlichen Augen über die Klaſſe und ſagte: Alle aufſtehen! wir wollen ſingen. Eichendorff.

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen —
Den ſchickt er in die weite Welt.

Ich konnte nicht mitſingen, ich war bedrückt, ich wußte nicht, was es war. Tränen lagen wie ein Schleier vor meinen Augen.

Ein Mädchen flüſterte an mir vorüber: Warum ſingſt du nicht mit, ich werde es ſagen ...

Da ſang ich mit.

... Was ſollt' ich nicht mit ihnen ſingen,
Aus voller Kehl' und friſcher Bruſt.

Jetzt packte es mich und ich mußte laut weinen.

Der Herr Oberlehrer kam zu mir: Warum weinſt du?

Meine Mutter iſt böſe auf mich.

Laß das Singen. Zieh dich an, geh nach Hauſe und bitte deine Mutter um Verzeihung.

Als ich aber nach Hauſe kam, konnte ich nicht mehr weinen; ich konnte auch nicht bitten. Ich trank meine Milch, ſetzte mich in die Fenſterecke und ſah in den Lichthof hinab, bis es dunkel geworden war.

*

Einmal um die Abendſtunde klopfte es; ich öffnete die Tür, und Ploni ſtand da mit einem kleinen Jungen an der Hand.

Ploni ſagte: Nur auf einen Augenblick, liebe Kinder, ſo lange? Ich lief ins Zimmer: Johanna, Alexander, Ploni iſt da. Mama, Ploni iſt da.

Ploni ſagte: Nur auf einen Augenblick, liebe Kinder, ich muß in die Apotheke gehen, die Frau iſt krank. Darum werde ich auch keinen Ausgang haben, einige Wochen. Und leiſer ſagte ſie: Ich werde ſchon immer ſchauen, daß ich mir einen Augenblick ſtehle.

Meine Mutter fragte: Wie geht es Ihnen?

Nun danke, ganz gut, die Kinder ſind ſehr lieb und anhänglich; dort iſt es wieder die Frau, die immer liegt.

Mein Vater ſagte: Sie haben ſchon ſo ein Glück. Und Johanna meinte: Jetzt müſſen Sie wieder andere Kinder lieb haben.

Ploni zeigte auf den kleinen Jungen, den ſie an der Hand hielt: Iſt es nicht lieb und herzig? Man kann nicht anders, man muß ihn lieb haben. Wie ſagſt du immer, Paul?

Paul ſtellte ſich auf die Fußſpitzen, ſchlug ſeine Arme um Plonis Hals: Meine Ploni!

Wir ſchluckten an unſeren Tränen.

Johanna ſagte: Jeder kann ſie „meine Ploni" nennen!

Ploni ſagte: Ach, er iſt ſo ein armes Kind, ſeine Mutter iſt immer krank.

Ich ſagte: Auch Johanna iſt immer krank. Der kleine Junge fing an zu weinen.

Ploni nahm ihn unter ihren Mantel, ſo wie ſie früher immer uns genommen hatte, und ſagte: Er fürchtet ſich, wir müſſen gehen.

Mein Vater rief Ploni nach, als ſie ſchon an der Treppe war: Sobald ſich etwas bei uns zum Beſſern wendet, bekommen Sie alles zurück.

Es iſt ſchon recht, ich bin nicht deswegen gekommen, rief Ploni hinauf ...

*

Nun blieb mein Vater wieder alle Tage bei uns. Seine ſchwarzen Haare waren in den letzten Monaten grau geworden. Er ſah ziemlich verfallen aus. Hauptſächlich aus Kummer über Johannas ſchwere, unheilbare Krankheit, aber auch wegen anderer Dinge. Gekleidet ging er jetzt immer wie ein Arbeiter, der aus der Arbeit kommt. Er war ohne Stelle.

Am liebſten war ihm nachmittags der Schlaf; da legte er ſich aufs Bett und ſchlief bis fünf, bis halb ſechs. Wenn wir lärmten, war er ſehr erzürnt, er ſagte: Kinder, die ihren Vater im Schlafe ſtören, ſucht Gott heim; aber Kinder, die ſich ſtill verhalten, finden einen großen Schatz.

Wir ließen ihn deshalb ſchlafen, ſo lange er wollte, oft bis in den Abend hinein.

Mutter kam und ſaß bei Johanna, küßte ſie immer und

immer, gab ihr, was ſie hatte und blieb bei ihr, bis ihr die Augen vor Müdigkeit zufielen. Und Tränen liefen ihr über die Wangen.

Oft ſchrie Johanna mitten in der Nacht, angſtvoll und gräßlich, wie man um Hilfe ſchreit. Wir wachten davon auf, ſchliefen aber gleich wieder ein; die Schreie verhallten im Dunkel.

Meine Mutter ſagte dann in der Frühe, ehe ſie fortging: Ach wie müde und ſchläfrig bin ich; welch eine Nacht! ...

Meine Freundin Milka ſah ich ſelten; ſie mußte hart arbeiten. Manchmal fuhr ſie mit einem Handwagen alte Kleider abholen. Drotſchke war vorgeſpannt und half ihr ziehen.

Ich fragte ſie: Milka, gehſt du nicht mehr zur Donau?

Sie ſagte: Nein, aber i n die Donau werde ich gehen; paſſ' auf, einmal ziehen ſie mich von dort heraus.

Warum willſt du in die Donau gehen, Milka?

Weil man immer nur Schläge kriegt und geſchimpft wird; ſonſt nichts, als Schläge und Schimpfen. Und ſie zeigte mir Striemen auf Armen und Schultern — und ſie heulte laut und war ganz verſchmiert im Geſicht.

Aber ich werde mich ſchon rächen, ſagte ſie und weinte.

Sie ſah ganz verwildert und verwahrloſt aus.

Es werden noch viele ihr Leben lang an mich denken, ſo will ich mich rächen für alles ...

Ich konnte Milka nicht ganz verſtehen; ich erſchrak vor ihrem böſen Geſicht, und mir tat ihr armes Weinen weh. Aber gleichzeitig fühlte ich, daß ich ein Kind war, und ſie mir in vielem voraus.

Ein paar Wochen ſpäter, an einem wunderbaren Maimorgen, als ich zur Schule ging, ſtand Milka im Hausflur; ſie ſah ſchon recht wie ein erwachſenes Mädchen aus, in dem langen und engen, ſchwarzen Kleid und mit dem hochroten Baumwoll-Sonnenſchirm; ſie hatte ſchwarze, hohe Stiefel. Es war das erſtemal, daß ich Milka in ordentlichen Schuhen ſah. Sie war gar nicht ſo häßlich; ſie war ſogar recht hübſch mit der hohen Friſur und dem rein gewaſchenen Hals.

Ich habe auf dich gewartet, um dir Lebewohl zu ſagen.

Wohin gehſt du, Milka?

Ich weiß es noch nicht wohin? aber jedenfalls fort. Vielleicht in eine kleine Stadt, vielleicht in eine große.

Und, Milka, was wirſt du dort machen?

Arbeiten — ich geh' in Dienſt.

Wie Ploni?

So — oder — vielleicht hab' ich Glück!

Ich ergriff ihre Hand: Milka, ich wünſche dir Glück.

Ich dir auch.

Leb' wohl, ich muß jetzt zur Schule und auf — Wiederſehen — ſehen wir uns noch einmal wieder?

Milka ſah mich ſchief von der Seite an, wie es ihre Gewohnheit war — ſie konnte einem nie ins Geſicht ſehen — dann lachte ſie höhniſch, ihr eigentümliches, freches und trauriges Lachen. Noch einmal drehte ſie ſich um und rief mir zu: Ob wir uns wiederſehen? — vielleicht, vielleicht auch nicht.

In dieſem Augenblick liebte ich Milka, wie ich nie vorher jemand geliebt hatte. Ich ſah ihr lange nach, wie ſie dahinging, ſchön und ſtark in ihrem ſchwarzen Kleid und

mit dem roten Schirm, eins geworden mit dem jungen Maimorgen.

Wie die Tollkirsche im Walde, dachte ich, von der wir gelernt haben — sie blüht und sieht prächtig aus, sie blüht und blüht und alles Blühen ist Gift und jemand kommt und muß daran sterben.

Und doch sah ich ihr stolz und glücklich nach und freute mich ganz heimlich auf die Zeit, wo ich so dahingehen würde — in einem ebensolchen schwarzen Kleid, mit einem leuchtendroten Schirm, dem jungen Maitag entgegen ...

Nun hatte ich Milka verloren. Noch einige Wochen, und Annerl Neuber fuhr zu ihren Eltern, den Försters-leuten aufs Land.

*

Täglich ein paar Stunden brachte Johanna außerhalb des Bettes zu; dann gab es keinen glücklicheren Menschen als sie. Sie zeichnete, sie nähte, oder sie erzählte selbst-erfundene Geschichten oder sie sprach mit Vater und Mut-ter von ernsten Dingen.

Auf der Klinik hatte der Professor ihre Behandlung übernommen; er sagte, er müsse sie retten. Er hatte meinen Vater zu sich in die Wohnung eingeladen und zu ihm gesagt, man dürfe dieses Kind nicht zugrunde gehen lassen.

Mein Vater rief nur immerfort: Sie wollen sie retten? Sie wollen sie gesund machen? Und er hatte sich vor dem Professor auf die Knie geworfen.

Aber was tun Sie, lieber Herr, hatte der Professor gesagt. Fassen Sie sich und sagen Sie Ihrer Frau, es ist möglich — wohlgemerkt — aber noch nicht gewiß! Jeden-falls wird es langwierig werden — auf Jahre hinaus —

man müßte auch das Kind vorher kräftigen, denn es iſt nicht gut ernährt. Wir werden ſie für wenigſtens ein halbes Jahr nach dem Süden ſchicken; wenn ſie ſich erholt haben wird, möchte ich mit der eigentlichen Behandlung beginnen. Der Fall erregt meine Aufmerkſamkeit und das Schickſal des armen Kindes geht mir nahe.

Und da mein Vater in Tränen ausgebrochen war: Ich verſpreche Ihnen, ich will mein möglichſtes tun, allein, bedenken Sie, man ſagt zwar, ich ſei groß, aber ein Gott bin ich nicht.

Meine Eltern waren durch die Botſchaft wie verjüngt, eine Freude, ein Taumel hatte ſie ergriffen.

Nur Johanna ſchüttelte ernſthaft ihren geſenkten Kopf. Was ſoll mit mir geſchehen? Sie konnte nicht mehr ganz gut hören und mußte immer zweimal fragen.

Du ſollſt nach Italien reiſen, der Herr Profeſſor ſchickt dich hin.

Nein, nein, nein — niemals. Ihr dürft mich nicht fortſchicken.

Mein Bruder fragte: Muß man da übers Meer?

Natürlich, übers Adriatiſche Meer.

Nein, nein, ſchrie Johanna, dann ſterbe ich auf dem Schiff, und ſie werfen mich ins Waſſer.

Nein, rief nun auch meine Mutter, wir geben ſie nicht her. —

Bald darauf ging mein Vater wieder zum Profeſſor, und als er zurückkam, ſagte er: Wenn ſie aber doch geſund wird in Italien?

Nein, nein, nein.

Eine andere Hilfe gibt es nicht. Sie braucht Pflege, Nahrung, Luft, den Sand des Meeres.

Ein kurzes, düſteres Schweigen und dann ein gedrücktes Ja aus dem Munde meiner Mutter.

Und gleich darauf ein helles, wie erlöſtes Ja; das hatte meine Schweſter geſprochen.

Johanna wollte alſo.

Ich werde es morgen dem Profeſſor ſagen, daß wir zuſtimmen.

Seither war Johanna verändert. Stundenlang konnte ſie ſitzen und die Landkarte anſchauen — der Iſonzo, das Meer, ſagte ſie leiſe, verträumt.

Eine junge Frau, vom Hauſe nebenan, die Frau des Papierhändlers Bär, bei dem wir unſere Schreibhefte kauften, hatte davon gehört, daß Johanna fortreiſen ſollte. Sie kam zu uns hinauf und fragte in der Küche meinen Vater: Wo iſt das Kind, welches nach Italien reiſt? Vater führte ſie ins Zimmer. Johanna ſaß und zeichnete mit Bleiſtift ein Meer und über dem Meer wilde Vögel — bis in den Himmel fliegen dieſe Vögel.

Nun, und du, fliegſt du nicht mit ihnen, fragte die Frau.

Nein, ich nicht — aber da hier auf dem Meer iſt ein Schiff und darin ſitze ich.

So, das iſt alſo das Schiff. Wie heißeſt du? Nicht wahr, Johanna? Johanna, möchteſt du gern ein ſchönes Buch?

Ja.

Ehe du fortgehſt, bekommſt du von mir ein ſchönes Buch.

Johannas bleiches Geſicht ſtrahlte. Ein ſchönes Buch

bekomme ich. Die Leute ſind ſo gut zu mir. Italien, wo immer die Sonne ſcheint und der Himmel blau iſt! Und dort ſoll ich geſund werden! Wie ein Märchen iſt alles, wie ein Traum.

Alle freuten ſich darüber, daß Johanna nach Italien reiſen ſollte, um dort Geneſung zu finden, nur mein Vater hatte ein kummervolles, gealtertes Geſicht.

*

Und dann kam der Tag.

Wir wurden früh in die Schule geſchickt. Mutter kämmte Johannas dünne, ſchwarze Haare, die ihr wie kleine Schlangen übers gebeugte Hälschen hingen.

Sagt Johanna Lebewohl, nehmt Abſchied!

Johanna küßte mich mit kalten Lippen, ſah mich ſchmerzlich an und ſagte: Bleibe brav! Vergiß mich nicht.

Es war mir unangenehm, alles, das Ganze. Der kalte Kuß und das: bleibe brav — und das frühe Aufſtehen und daß Vater herumging und ſich jeden Augenblick wo verſteckte, um zu weinen, und Mutter dann leiſe verſchwiegen ſagte: Weine doch nicht, die Zeit wird ſchnell vergehen.

O, Mutter war immer die Tapfere.

Als wir mittags nach Hauſe kamen, ſaßen meine Eltern beim kalten Herd, ein trauerndes Paar.

Wie war es? fragten wir.

Mein Vater ſagte mit einem Geſicht, das froh ſein ſollte und wie das verſteinerte Unglück ausſah: Sie iſt weg, abgereiſt, wir waren auf dem Bahnhof. Johanna wurde von zwei Kloſterſchweſtern in Empfang genommen. Die

eine heißt Schweſter Pia und iſt noch jung. Es waren noch viele Kinder. Manche ſahen jämmerlich aus.

Meine Mutter ſagte: Unſere Johanna war die ſchönſte.

Sie werden ſie alle lieb haben, ſagte Vater, denn ſie iſt ein Engel. — Aber eines habe ich doch vergeſſen, ich hätte die Schweſter darauf aufmerkſam machen ſollen, daß Johanna in der Nacht erwacht, Vater, Mutter ruft und daß man ihr dann Waſſer zu trinken geben und das Licht brennen laſſen muß.

Und mein Vater brach in Weinen aus. Mutter ſagte: Denk doch an die Kinder! Deine Augen werden ganz rot, was ſoll ich anfangen, wenn du fortwährend weinſt.

Nun baten auch wir: Vater, ſei doch ruhig. Nicht weinen. Johanna wird gewiß geſund werden.

Es war ein Glück, daß ſchwere Sorgen und Nöte meine Eltern von ihrem quälenden Denken um Johanna zeitweiſe abhielten. Wir hatten nicht mehr das Notwendigſte. Meine Mutter arbeitete wie ein Zugtier, dem ein roher Kutſcher immer noch neue Laſten auflegt, obwohl es faſt zuſammenbricht, aber dann zieht es ſchließlich doch.

Mein Vater lag, wenn er mit der häuslichen Arbeit fertig war, in einem halbwachen Zuſtande auf dem Bett, träumte, ſchlief oder ſang Heimatlieder, bei denen einem das Herz weh tat. Manchmal raffte er ſich auf und erzählte uns aus vergangenen Tagen. Ich konnte nicht genug davon hören.

Nur etwas Wirkliches! ſagte ich, wenn es auch nicht ſchön iſt. Während mein Bruder lieber etwas Erlogenes hören wollte, wenn es nur ſchön war.

Einmal kam ich ſpät aus der Turnſtunde nach Hauſe.

Es war ein Tag Ende Sommers, ein feuchter trüber Dämmerabend. Die Laternen wurden früher angezündet, ſchon wehte ein kühler Wind – nur die Gaſſenbuben trieben ſich noch in Scharen herum, wie in der ſchönſten Zeit.

Mutter war noch nicht aus ihrer Arbeit zu Hauſe.

Ich trank meinen Kaffee, aß mein Stück Brot und ſetzte mich ans offene Fenſter, um noch beim letzten Licht meine Schularbeiten zu ſchreiben. Während ich ſaß und ſchrieb, kam langſam die Dunkelheit ins Zimmer. Ich konnte nichts mehr ſehen – ich ſpürte den kalten Abendwind, der durch die Straßen wehte.

Über unſern Schubladkaſten war heute eine weiße Decke gebreitet. Dort hatte Vater ſchon mittags zwei Kerzen in Meſſingleuchtern hingeſtellt. Jetzt ging er und zündete die Kerzen an. Er ſelbſt ſetzte ſich daneben, den Kopf in den Händen vergraben, verſunken.

Ich ſchlich mich von der einen Seite, mein Bruder von der andern an ihn heran: ... Vater ...

Ja – das ſeid ihr. Ihr ſeid da – Alexander und du Marianne.

Vater ſprich mit uns. Warum ſagſt du nichts? Warum brennen die Lichter?

Heute iſt der Jahrestag, der Tag, an dem meine Mutter und meine einzige Schweſter geſtorben ſind.

An der Cholera, nicht wahr?

Ja, an der Cholera.

Wie war es?

... Es war im Jahre 1873, als von Rußland und Polen die Cholera, wo ſie überwintert hatte, zu uns kam. Die Menſchen fielen wie heruntergeſchoſſene Vögel und

blieben am Wege liegen. Täglich neue Kranke, täglich neue Tote. Es war ein Heulen und Wehklagen im ganzen Lande.

Miksa, ein junger Bauer, der Stärkste, der Schönste, der am luſtigſten lachen, am beſten tanzen konnte, ihn traf es zuerſt; beim Heueinführen. Aufzuckend ſtürzte er nieder; es war die raſchere Art. Bald war es aus mit ihm. In der Nacht warf man ihn in die Kalkgrube hinunter, ſieben Fuß tief. Seine Mutter ging hinter den ſchwarzen vermummten Männern, die ihn trugen, und ſang Klagelieder und die alten Weiber kamen herbei und ſangen mit: O Miksa, du Leuchtſtern meines Lebens, mein ſchöner, rotwangiger, ſchwarzlockiger Burſch! O Miksa, Leuchtſtern, warum mußteſt du mir ſo früh verlöſchen — ſtimmten die Klageweiber im Chor ein, während der Zug ſich durch die nächtlichen Felder bewegte, zur Grube hin. So raffte die Seuche junge, lebensvolle Menſchen dahin, ehe ſie daran gedacht. Es ſtarben ganze Familien aus. — Wir hatten eine alte Kuhmagd, Tot Clary; die rauchte aus einer langen Pfeife und trug immer eine Flaſche Schnaps bei ſich. Sie erkrankte und wurde nach ein paar Tagen wieder geſund. Sie hatte zu viel Branntwein getrunken, da hatte die Cholera keine Macht. Ja — nun brach ſie auch über uns herein. Mittags ſaßen wir noch beiſammen unter dem Baum im Hofe — einer Linde, die mein Vater bei meiner Geburt gepflanzt hatte. Man unterhielt ſich leiſe, denn Kranke und Sterbende lagen an allen Ecken herum. Mein Vater war Jäger und ſelten zu Hauſe. Darum liebten wir Brüder Mutter und Schweſter über alles. Wohin gehſt du, meine ſüßeſte Seele, fragte mich Mutter.

Korn einführen, Korn, teuerſtes Herz meines Herzens.

Grüße Anica, meine Schweſter, den Engel, die Roſe. Sage ihr, daß ich ihrer gedenke in Liebe, wo ich auch bin.

Gehe hin und ſegne dich Gott, Teuerſter. – Teuerſte, lebe wohl; Mütterchen, lebe wohl!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es mußte ein Schweigen bleiben, denn die Sterbenden lagen überall herum. Der Boden war weiß beſpritzt mit Kalk. Gegen Nachmittag wurde meine Mutter bleich und mußte ſich hinlegen. Eine Stunde ſpäter fiel die junge Anica hin.

Ich ſaß allein, bei den zwei geliebten Menſchen; in meiner einen Hand die Hand meiner Mutter, in meiner andern die Hand meiner Schweſter. Wenn der Schmerz ſie packte, preßten ſie mich, krallten ſich in meine Hand, daß mir das Bewußtſein verging.

Ich war allein und ſah das Teuerſte, das ich hatte, ſterben.

Als die Sonne unterging, verlangte Anica zu trinken.

Meine Mutter ſang leiſe das „Choleralied" (ein Lied, das Erkrankte ſangen, in dem ſie Abſchied von ihren Lieben nahmen). Was wird denn mein Heinrich ſagen? Was wird denn mein Lujo ſagen?

Heinrich und Lujo, meine beiden Brüder, die damals an der rumäniſchen Grenze in Garniſon lagen.

Meine Mutter ſah ſich im Zimmer um und fiel dann zurück. Da waren die Augen ſchon gebrochen. Noch in der letzten Minute hatte ſie zum Lager der ſterbenden Tochter hingeſehen, zu den zwei Söhnen in der Fremde und

zu mir, ihrem älteſten, verlaſſenſten. Anica wollte Waſſer, immer Waſſer.

Danke, ſagte ſie und reichte mir das leere Glas. Siehe, nun liegt ſie ſtill und der Friede iſt bei ihr. Und ich kann nicht einmal weinen, aber beten werde ich für ſie.

Und ſo traf ſie meuchlings das Sterben, mitten im Gebet für die tote Mutter.

Abends, als die Leute vom Felde heimkehrten, lag auch ſie ſtill und kalt.

Ich ging zu meinem Vater, der in der Stube auf dem Bett lag und ſchlief, und rüttelte ihn, daß er erwache. Es war vergeblich.

Wenn er von der Jagd kam, ſchlief er zwei Tage und zwei Nächte und nichts war imſtande, ihn zu wecken.

Indeſſen kamen ſchon die Männer mit der Bahre, hinter ihnen der Zug der Klageweiber. Und ſie trugen meine Mutter und meine Schweſter hinaus.

Allein ging ich hinter ihnen durch die nächtlichen Felder bis zur Kalkgrube; dort warf man die geliebten Körper hinab und ſchickte eine Schichte Kalk nach.

Die Vermummten machten ſchnelle Arbeit. Wie die Henker waren es die Letzten, die dieſes Geſchäft verſahen. Die leeren Bahren auf den Schultern, Pechfackeln in den Händen trotteten ſie voran, der Zug der Klageweiber hinter ihnen, andere Tote zu holen.

Ich ſtand und ſah in die Grube hinab. Fledermäuſe flogen über meinen Kopf, hoch oben, in den Lüften kreiſte ein Geier. Fernher leuchtete das Kornfeld auf, der goldene Segen.

Jetzt kam der Geier zur Erde geflogen und ließ ſich vor

mir nieder; ich ſah ihn an: Tier, einſames, trauriges Tier ...

Der Geier erhob ſich und ſchwang ſich empor in die Lüfte. Wohin? rief ich ihm nach.

Und ich ſah in das Grab hinein. Teuerſte Seelen. Anica, Mütterchen. Hier liegt ihr unten und ich ſtehe oben — einſamer Menſch. Allein ging ich nach Hauſe.

Mein Vater ſchlief noch immer. Tot Clary lag im Stall in Krämpfen, neben ſich die Tabakpfeife und die Schnapsflaſche.

In der Geſindeſtube ſaßen die Leute beiſammen und heulten laut um die gute Frau und um das ſchöne Fräulein.

Ich ging ins Feld hinaus, Kartoffeln ausgraben. Es war eine kühle Sommernacht wie heute. Der Himmel tiefſchwarz mit weißdemantenen Sternen.

Übers Feld ging der Totengräber, die Knochen und Schädel einzuſammeln, die überall aus der Erde hervorkamen, und er ſang ſeine Weiſe.

Das war einmal eine ſchöne Frau,
Wer wird ſie jetzt erkennen?
— — — — — — — — —
Arm und reich, ſind alle gleich,
Müßt wohnen in meiner Hütte ...

Ich nahm die Kartoffeln aus der ſchwarzen Erde, tat ſie in den Sack hinein, ging damit nach Hauſe und kochte eine Suppe. Dann weckte ich mit vieler Mühe meinen Vater und ſetzte ihm die Suppe vor, daß er eſſe. Denn wenn er nach vielſtündigem Schlafe erwachte, war er wie

ein hungriger Wolf und man konnte nicht eher mit ihm reden, als bis er geſättigt war.

Ich ſetzte mich dem Vater gegenüber auf die Bank und wartete, bis er die erſte Schüſſel voll dampfender Suppe gegeſſen hatte. In mir war eine erſtarrte Ruhe — kalt — eiskalt.

Auf dem hohen tönernen Ofen brannte ein Kienlicht.

Ich wartete, bis ſich der Vater ſattgegeſſen hatte. War er auch manchmal roh und vom Jagdleben verwildert, ſo tat er mir jetzt doch leid, wo ich zu ihm ſprechen mußte, Menſch zu Menſch.

Vater! — Ich ſagte es ſo leiſe, daß er mich kaum hören konnte — ich wollte verſuchen, ob ich noch ſprechen konnte. Er ſtreckte die Beine von ſich, dehnte ſeinen ſtarken Leib — da wußte ich, jetzt kommt die Pfeife.

Warum iſt es ſo ſtill im Hauſe? Wer heult unten? Warum ſitzt du ſelbſt und glotzt? Geh, rufe die Mutter, rufe Anica — her mit ihnen, Leben, Wein ...

Vater, ſie ſind nicht mehr da.

Rufe ſie, ſage ich dir.

Wenn ich ſie auch rufe, wenn ich ſie rufe hundertmal, wenn ich ſie rufe tauſendmal, wenn ich ſie rufe alle Jahre, Tag und Nacht, ſie hören mich nicht.

Da ſprang der Vater auf und lief aus der Stube, um ſie zu ſuchen und auf einmal hörte ich ein Geheul und Jammergeſchrei, wie wenn die wilden Tiere nachts aus ihren Höhlen kommen. Quer über dem Boden lag der rieſige Körper meines Vaters, das bärtige Geſicht auf die Dielen gepreßt. Er weinte. Es war das erſtemal, daß ich meinen Vater weinen ſah.

Ich dachte: im Leben haben ſie oft genug deinetwegen, Erbarmungsloſer, geweint, meine ſanfte Mutter, meine ſchöne, zarte Schweſter.

Ich ließ ihn liegen und ging hinein, um an meine beiden Brüder zu ſchreiben.

Am Tage ſchlief ich ſchwer und unruhig, und in den Nächten wachte ich, auf dem Boden kauernd und horchte, wenn ſie an den Fenſtern vorbeigingen zur Kalkgrube, Fackeln in den Händen, und der heiſere Geſang der Klageweiber mein Herz erſchreckte. Ich ſaß und ſtarrte in die dunkle Nacht hinaus, in dies rätſelhafte Leben. Meine Augen brannten.

In der fünften Nacht klopfte es ans Fenſter. Lujo ſtand draußen. Ich konnte ihn zuerſt nicht erkennen; nur ſeine Stimme: Bruderherz, mach' auf. Iſt es wahr, die Mutter iſt nicht mehr da? Ich öffnete ihm und fiel ihm um den Hals und unſere Tränen floſſen zuſammen.

Wochenlang kam ich nicht aus den Kleidern, ich irrte herum, ich aß nicht, ich weinte nur immer. Bis eines Tages der Doktor kam und ſagte, ich müßte ſofort das Land verlaſſen, und in die Stadt ziehen, wo ich Zerſtreuung fände, ſonſt würde ich erblinden. So verkauften wir denn, was wir beſaßen, jeder bekam ſeinen Anteil und ich reiſte in die große Stadt. –

— — — — — — — — — — — — — — — —

*

Plötzlich ſahen wir Mutter, die eben ins Zimmer getreten war.

Wir zitterten, es war uns kalt, wir hatten Angſt und waren glücklich, ach, ſo glücklich, daß Mutter bei uns war.

Was haſt du den Kindern wieder erzählt? Sieh doch ihre bleichen Geſichter. Ihr meine lieben Kleinen, womit hat euch der Vater wieder geängſtigt und gequält?

Vater hat uns nicht gequält, ſagte ich, er hat uns von der Cholera erzählt; von ſeiner Mutter und Schweſter, die an einem Tage ſtarben.

Mein Bruder ſchluchzte heftig, ohne Tränen. Denke, Mama, an einem Tage hat Vater ſeine Mutter und Schweſter verloren. Mittags waren ſie noch alle beiſammen . . .

Mutter ſtand in der Küche am Herd und kochte; die Flammen ſchlugen hell auf und beleuchteten grell ihr abgeſpanntes, vom vielen Nachtwachen verfallenes Geſicht, das aber noch immer ſchön war; nur der jugendliche Anhauch war jetzt ganz fortgewiſcht. Sie ſagte mit einer müden und verdrießlichen Stimme: Hätte ich gewußt, daß euer Vater ein ſo unglücklicher Menſch iſt, ich hätte ihn nicht geheiratet, denn das Unglück, das in ihm iſt, hat er auf die ganze Familie übertragen.

Als ſie dieſes geſagt hatte, ſah ſie ſich erſchrocken um. Ich glaube, es hat Mutter leid getan. Und trotzdem ſagte ſie noch: Ja, ja, in der Jugend iſt man dumm; dann bereut man. Und ich fühlte es, ſie wollte eigentlich etwas ganz anderes ſagen: Teuerſter. Geliebteſter. Ihr meine geliebten Menſchen.

Wir bekamen Milch und Honigbrote. Mein Vater ſtand am Fenſter, den Kopf an die Scheiben gelehnt. Der abgetragene Anzug hing an ſeiner hageren Geſtalt. Sein

Kopf war grau. Ja, er hatte nun ſo lange keine Stelle. Mein Herz verblutete bei dem Anblick.

Meine Mutter ſagte mit einer Stimme, in der die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele lag: Komm doch her zum Abendeſſen.

Vater ſtand unbeweglich am Fenſter.

Da ging Mutter zu ihm. Und ſie bat ihn um Verzeihung für die Worte, von vorhin, dieſe böſen, dummen Worte, die ſie nicht hatte ſagen wollen, nie — nie.

Vater ſah ſie an: Aber mir iſt es jetzt klar geworden, jetzt, als ich daſtand, während ihr am Tiſch ſaßet. Ich habe dich unglücklich gemacht und ich habe meine Kinder unglücklich gemacht, weil ich ſelbſt ein Unglücklicher bin. Die ſollten lieber einſam bleiben. Wie Tot Clary im Stall liegen bei ihrer Flaſche — einſam leben — einſam ſterben.

Weiter ließ ihn Mutter nicht ſprechen. Sie legte die Arme um ſeinen Hals und ſah ihm in die Augen. Lieber, deshalb bin ich ja auf der Welt. Dich lieb zu haben — immer, was auch kommen mag — dich lieb zu haben.

Und es war ein wunderbares Geſchehen: meine Mutter hatte wieder ihr junges Geſicht.

Wir gingen zu Bette. Ich konnte lange nicht einſchlafen, ſo bewegt war ich. Bald wurde das Licht ausgelöſcht.

Ich hörte im Nebenzimmer ein Atmen, Flüſtern und Weinen ... Dich lieb zu haben in allem Leid — in aller Not, dich lieb zu haben ...

In dieſer Zeit machte mein Bruder die Aufnahmsprüfung ins Gymnaſium; er war noch nicht zehn Jahre alt und die Leute ſagten: ſo ein kleiner Gymnaſiaſt.

Vater kam nach Hauſe und erzählte uns: Zuerſt war die ſchriftliche Prüfung, da ging es gut. Aber dann bei der mündlichen! Da fallen die meiſten durch, ſagte man mir. Ich kann euch nicht beſchreiben, wie mir war, als der Profeſſor die Hefte einſammeln ging. Ich dachte, alſo jetzt entſcheidet das Los über meinen Sohn. In welches Leben wird er nun treten. Dann aber war es ein Jubel. Der Profeſſor trat aufs Podium, nahm die Liſte zur Hand und las laut: als erſter mit Auszeichnung beſtanden: Alexander . . .

*

In dieſer Nacht ſaß Mutter an der Nähmaſchine und nähte für meinen Bruder Samthoſe und Bluſe.

Mein kleiner Student muß ein Samtgewand tragen wie die reichen Knaben, ſagte Mutter.

Mutter kaufte antiquariſche Bücher; jeden Tag einige. Ein Lateinbuch, eine deutſche Literaturgeſchichte, eine Phyſik.

Alexander murrte: Es geht nicht an, Mama, man muß alle Bücher auf einmal haben; die anderen haben ſie auch.

In der Nacht ging Mutter nicht ſchlafen, und am nächſten Tage erhielt mein Bruder noch ſeine Mathematik und das Geographiebuch. — Jetzt lerne, daß aus dir etwas wird! Werde ein Arzt und mach' die Kranken geſund.

Ich werde lieber Jus ſtudieren, Mama; bei uns in der Klaſſe ſtudieren alle Jus.

Dann ſtudiere Jus, nur werde ein braver, ordentlicher Menſch.

*

An einem Sonntagnachmittag vor Weihnachten nahm Mutter mich mit nach Mariahilf. Mein Bruder mußte

zu Hauſe bleiben und lernen. Er ging im Zimmer auf und ab in der blauen Samthoſe und der Bluſe mit dem weißen Schiller-Kragen, das dunkle Haar ſchon ganz ſtudentiſch aus der Stirn geſtrichen; die Arme auf dem Rücken verſchränkt, in den ſchmalen Knabenhänden das Buch: alauda – die Lerche – puella das Mädchen – stella – der Stern.

Abends wollte er den zweiten puniſchen Krieg lernen.

Wir gingen die lange Mariahilfer Straße herunter bis zum Bahnhof. Dort war das Geſchäft, für das Mutter arbeitete. Ich war ſchon ſo groß, daß ich ganz bequem meinen Arm in den meiner Mutter legen konnte. Es war herrlich, ſo zu gehen. Wie wenn zwei Freunde dahergehen, ſo war es.

Mama, ich bin ſchon groß, ſagte ich.

Ja, du wirſt bald ein großes Mädchen ſein.

Vom Turm der Mariahilfer Kirche ſchlug es fünf. Die Leute gingen zur Abendmeſſe. Alte Weiblein mit trockenen, dürren Händen und andächtigen Bettlergeſichtern, glichen ſie den verwitterten Heiligen aus Stein an den Kirchenwänden.

Aus dem Abendnebel heraus erglänzte ein transparentes Schild. Siehſt du, da iſt es, ſagte meine Mutter. Wir ſtiegen zwei Stock hoch und kamen in den Arbeitsſaal. Der Werkführer nahm meiner Mutter die Arbeit ab, prüfte ſie genau, ſchimpfte und warf ihr einiges zurück.

Ich ſah, wie meiner Mutter eine Flamme ins Geſicht ſchlug und wie ſie an der zitternden Lippe biß.

Ein junger Mann mit ſanften grauen Augen kam aus dem Kontor und ſah zu, wie der Werkführer die Arbeit

übernahm. — Laſſen Sie es diesmal noch hingehen, bat er für meine Mutter, ſtrich ſich das blonde Bärtchen, lächelte und ging hinein.

Da könnte jeder kommen. Sie können lange reden — das übernehme ich, das bekommen Sie zurück — abzüglich des Arbeitslohnes. Das Ganze iſt aufzutrennen und neu zu machen.

Es tat mir weh, wie meine Mutter in dem beleuchteten Saale ſtand und ausgezankt wurde.

Mama, ſagte ich auf der Treppe, zeig' mir dein Geſicht.

Da ſah ſie mich an und lächelte unter Tränen: Du kleine Beſorgte!

Unten übergab meine Mutter bei der Kaſſe die Anweiſung und bekam ihren Arbeitslohn ausbezahlt.

Mama, ſagte ich im Gewühl der Straße, wie kommt es nur? am Tage läufſt du herum, nachts, wenn andere ſchlafen, arbeiteſt du, immer biſt du gut, nie böſe. Du gibſt dir gewiß Mühe mit der Arbeit und machſt keine Fehler. Warum dürfen alſo dieſe häßlichen Menſchen dich kränken?

Wie könnte ich dir das erklären, mein Kind; es iſt eben ſo; ich weiß ſelbſt nicht, warum.

Iſt es ſchlecht, Mutter, wenn man ſich für das Böſe, das einem die Leute tun, rächt?

Woher weißt du ſo etwas?

Von der ſchwarzen Milka, die immer Prügel bekam.

Ich ſehe, Kind, du fängſt an, groß zu werden.

Iſt es ſchlecht, Mutter?

Ich weiß es nicht, ich habe niemals an ſo etwas gedacht.

Meine Mutter ſagte nach einer Weile: Hallo, wir haben Geld, ich will dich zum Zuckerbäcker führen.

Wir wollten über die Straße gehen, da ſprang ein Herr aus einem Omnibus und kam auf uns zugeſchritten. Es war Wahlmann, der Jugendfreund meines Vaters. Als meine Mutter ihn bemerkte, wollte ſie raſch abbiegen; aber er hielt ſie am Arm feſt:

Mir entrinnen Sie nicht. Sie wollten mir alſo aus dem Wege gehen?

Nein, wir wollen in ein Café, etwas abſeits vom großen Lärm.

Wir bogen in eine Seitengaſſe der Mariahilfer Straße ein.

Es muß ein komiſcher Anblick geweſen ſein, die einfache Geſtalt meiner Mutter, ich ärmliches Kind und der große elegante Herr in Pelz und Zylinder.

Im Café war es warm und licht. Ich ſaß beim Ofen und bekam Schokolade und ein Witzblatt in die Hand.

Wahlmann und meine Mutter ſprachen leiſe miteinander. Ich hörte, wie er ſagte:

Nun haben wir doch unſer Rendezvous, wenn auch nach fünf Jahren.

Mein Mutter ſagte: Ich wußte damals nicht, wen ich mehr liebte, Sie oder meinen Mann.

Wahrſcheinlich Ihren Mann, ſonſt wären Sie gekommen.

Ja, in Sie war ich nur verliebt, aber meinen Mann, den liebte ich. Und mehr als alles liebte ich meine Kinder.

Wahlmann ſagte: Ich glaube Ihnen, die Frauen ſind manchmal ſo eigen, wenn ſie lieben. Er trank ſeinen Kognak und ſagte: Ich hatte geglaubt, es würde diesmal

ein Wendepunkt. — Baſta — und er klopfte mit ſeinem Spazierſtock auf den Boden.

Meine Mutter trank ihren Kaffee. Ihre Augen glänzten nicht mehr wie früher. Ruhig ſah ſie ihn an, ruhig ſprach ſie: Da ſehen Sie einmal, wie groß meine Tochter ſchon iſt; meine andere Tochter iſt in Italien, mein Sohn beſucht das Gymnaſium.

Ja, ſagte er, die Zeit geht hin. Und ſo geht mir das Leben mit allen Herrlichkeiten verloren. Manchmal träume ich, ich werde alt, ja, und das iſt mein ſchwerſter Traum.

Der Kopf meiner Mutter lehnte in der Niſche, Schlaf lag auf ihrem Geſicht. Verwirrt blickte ſie umher. Es war die plötzliche Wärme, der Duft von Rauch, Kaffee und Kognak, das machte meine Mutter ſo müde. Aber es waren vielleicht auch die vielen ſchlummerloſen Nächte, die Sorgennächte ...

Er ſagte: Müde, arme Frau, als ſie in ihrem Seſſel zurückgelehnt daſaß, die Augen geſchloſſen.

Ich dachte: Nun ſchläft ſie da, in einem Café. Menſchen kommen von der Straße, rauchen, trinken Kaffee und gehen. Am Tiſche ſitzt Wahlmann.

Draußen begann es zu ſchneien. Ich hätte gerne jemand gefragt: Was ſoll dies alles bedeuten?

Wahlmann hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſah dem Rauch ſeiner Zigarette nach. Meine Mutter ſchlug die Augen auf. Ach, wie ſie ſich vergaß. Aber ſie war ſo gräßlich müde.

Der kalte, zerronnene Straßennebel legte ſich an die Fenſterſcheiben, machte ſie undurchſichtig.

Ich ſah in die Lichter hinaus. Wahlmann blickte meiner

Mutter in die Augen. Ach, wären Sie doch gekommen, damals, ſagte er.

Wollen wir gehen? fragte meine Mutter. Wir müſſen bald zu Hauſe ſein.

Wer ein Zuhauſe hätte! Er ſeufzte.

Wir gingen.

Dann ſtanden wir und warteten auf die Pferdebahn. Wir hatten es eilig. Kling – kling, da kam ſie heran. Wir ſtiegen ein. Wahlmann ging zu Fuß. Wir ſahen, wie er hinter einem jungen Mädchen herging, das in weißen Pelz gekleidet war.

Mutter ſagte zu mir: Nun bringe ich doch weniger nach Hauſe, als ich dachte; es war ſchon alles ausgerechnet. Drei Gulden ſind es weniger – und Alexander hätte ein Paar neue Schuhe ſo nötig.

Mama – ſieh doch dieſes Schaufenſter! Wie ſchön! Mama, wohin gehen alle dieſe Menſchen ſo eilig? Was tragen ſie alle, Mama?

Ich bringe weniger nach Hauſe – drei Gulden fehlen.

Hier Mama wären Schuhe für Alexander.

Ja, mein Kind, komm.

*

Zu Hauſe bei der Hängelampe am Tiſche ſaßen mein Vater und Ploni. Sie hatte ihr ſchwarzes Trauerkleid mit Jacke an, ihre ſchwarze Pelzmütze und ihr Muff lagen auf einem Stuhl.

Alexander lernte auswendig, vom zweiten puniſchen Krieg.

Ploni mußte etwas an Mutter bemerken, denn ſie fragte: Was iſt geſchehen?

Mutter lächelte und ſagte nichts.

Vater ſagte: Ja, Ploni, was ſagen Sie zu dieſer Überraſchung?

Ploni meinte: Ich ſage nichts.

Vater zeigte auf ein Paket. Seht alle her, was Ploni gebracht hat. Jetzt ſchon Faſchingskrapfen! Und Pulswärmer für die Kinder, Äpfel, Nüſſe und gedörrte Pflaumen. Der Nikolo iſt Ploni, rief ich und ſprang um ſie herum.

Johanna iſt fort? Wie ging das zu? fragte Ploni.

Vater zeigte Ploni Johannas Briefe. Sehen ſie, wie gut es ihr geht! Orangen und Zitronenhaine, Datteln und Feigen, Lorbeerbäume; denken Sie, das Meerwaſſer ſchmeckt ſalzig, Johanna hat es gekoſtet. Sie iſt ſchon viel geſünder. Die Schweſtern ſind ſo gütig.

Aber — ſagte Ploni und ergriff meinen Vater am Ärmel, — merken Sie nichts? merken Sie wirklich nichts? Das Ganze iſt eingelernt. Sie muß ſchreiben, was ihr vorgeſagt wird. Daß es ihr ſchlecht geht, darf ſie eben nicht ſchreiben.

Wir alle horchten auf. Die Augen meiner Mutter weiteten ſich, als wollten ſie ihr aus dem Kopfe ſpringen. Ihr Geſicht bedeckte ſich mit einer grauen, papierenen Bläſſe.

Sie ſaßen noch lange beiſammen und beſprachen, wie es mit Johanna ſtand.

Ich dachte: Nun, Johanna? Sie iſt doch hingereiſt, um geſund zu werden; wenn ſie zurückkehrt, bin ich ſchon weit voraus in meiner Schule. Dann wird ſie immer wohl

und kräftig ſein und dann können wir zwei gute Freunde werden.

Mein Bruder ſah nicht auf vom Buch. Vor ihm lagen Faſchingskrapfen, ein Paar Pulswärmer, zwei Äpfel, Nüſſe und gedörrte Pflaumen, er aber ſah nicht auf; er wurde morgen geprüft.

Ich hätte eigentlich auch für die Schule zu tun gehabt; aber es war mir doch weit wichtiger, zuzuhören.

Meine Mutter rief, während Tränen aus ihren Augen hervorbrachen: Was glauben Sie? Johanna kommt doch zurück und dazu geſund.

Ploni ſeufzte ſchwer: Ja, wenn man es glauben könnte! Und ihr, was macht ihr ohne eure Schweſter? Iſt euch nicht bang?

O ja.

Aber geht. Kinder vergeſſen leicht.

Ich dachte: Muß ſie mich wieder erinnern. Ich hatte ſchon ſo ſchön vergeſſen an Johanna und ihre Hilferufe des Nachts. Freilich hatte ich Johanna im Herzen lieb, aber ich hatte ſchon ſo ſchön vergeſſen.

Ploni ſetzte ihre Pelzmütze auf ihr blondes Haar und ſagte: Adjö — Alexander ſchaut mich nicht mehr an.

Er iſt in Gedanken, im Lernen vertieft, ſagte meine Mutter.

Vater beugte ſich übers Treppengeländer: Ploni, Sie bekommen ſchon alles noch einmal zurück, gedulden Sie ſich nur noch eine Weile.

Danke, danke, es iſt ſchon recht, ich bin nicht deshalb gekommen.

*

Drei Tage vor Weihnachten bekamen wir Bücher aus der Schülerbibliothek. Ich las damals gerne Jules Verne.

Die Lehrerin hielt ein Buch hoch: hier iſt Jules Verne, Die Reiſe um die Erde.

Voll Freude ſprang ich von meinem Sitz, ſtreckte die Hand aus und rief atemlos: Bitte mir! Ich hatte ſolche Angſt, ich könnte es doch nicht bekommen.

Wer hat ſo geſchrien? fragte die Lehrerin.

Die da! und alle zeigten auf mich. So? Alſo du bekommſt überhaupt kein Buch, weil du vorlaut biſt.

Kein Buch? Es wurde ſchwarz vor meinen Augen. Es tanzte nur ſo vor mir. Rudolfine Zelenka hielt mir ein Buch hin, das ſie bekommen hatte. Es war Jules Verne, Die Reiſe um die Erde. Gib mir das Buch, das Buch, bat ich, gib es mir!

Der Kopf ſchmerzte mich, ich war krank vor Gier.

Nein, ſagte ſie, und legte im Lächeln ihre kleinen, weißen Zähne bloß.

Alle bekamen Bücher, nur ich und noch zwei, drei bekamen keine.

Ich dachte, wenn ich mich nicht ſo ſehr ſchämte, möchte ich weinen. Ich biß die Zähne zuſammen und ſagte zu Rudolfine Zelenka: Ich brauch' keine Bücher von da, ich hab' zu Hauſe ſchönere. Dann dachte ich den ganzen Tag darüber nach: ich hatte kein Buch bekommen. Die Reiſe um die Erde hatte eine andere, meine Feindin.

In der Nacht lag ich wach und fortwährend ging es mir durch den Kopf: ich habe kein Buch bekommen. Sonſt wußte ich nichts. Daß ich vorlaut war, und Strafe verdiene, fiel mir nicht ein.

Am nächſten Morgen beeilte ich mich beim Anziehen nicht im geringſten.

Willſt du heute nicht zur Schule? fragte mich Mutter.

O ja.

Weil du gar nicht fertig wirſt.

Ich ſpürte, wie ich rot wurde, nahm meine Büchermappe und ging fort.

Über Nacht war ſtarker Schneefall geweſen. Die Wege waren ſchlecht, glitſchig, man konnte ſchwer vorwärts kommen. Ich ging recht langſam, obwohl man in den Straßen ſchon keine Schulkinder mehr ſah.

Es ſchlug acht.

Gott ſei Dank! nun war es zu ſpät. Eine tiefe Ruhe kam über mich. Ich nahm den Weg in den Augarten. Alles verſchneit, weiß, weiß und ſtill. Auf dem Eislaufplatz waren nur wenige Leute.

Vor ſeinem winzigen Häuschen ſaß der Invalide und ſah mich kopfſchüttelnd an. Sein eiſengrauer Bart ſtarrte von Eiszapfen, wie mit Stearinkerzentropfen bedeckt. Er hatte nur ein Bein; das andere hatte er bei Königgrätz verloren. An einer Schnur um den Hals hing ſeine Waffe: ein kleines Pfeiferl; für die Kinder, die in den Raſen liefen. Niemand fürchtete ſich vor ihm. Er konnte mit ſeinem Stelzfuß ja nicht laufen und die Kinder waren ſo geſchwind.

Ich ging die Allee hinauf, an dem alten Brunnen mit dem eingeroſteten Becher vorbei — da war im Sommer unſer Spielplatz — hier war ich unzählige Male Schnur geſprungen.

Hinauf, die efeubewachſene Wand entlang, an der

Wache vorbei. Die ſtand ſoeben Habtacht! Im Schloßhof war ein Wagen vorgefahren. Der Fürſt Hohenlohe ſtieg aus. Dann war es wieder ſtill.

Hie und da ging ein Arbeitsmann vorüber, ein Weib, ein Eisläufer.

Ich ſtäubte den Schnee von einer Bank fort und ſetzte mich.

Ich nahm mein Frühſtücksbrot heraus und begann zu eſſen. Gleich kamen die Raben und umſchwirrten mich, die hungrigen Geſellen. Ich warf ihnen ein paar Krümchen von meinem Brot hin. Ich tat es mehr aus Neugierde und aus Langerweile. Allein alles nahmen die Spatzen fort. Ich warf immer wieder Krümchen hin. Die Raben ſchrien, ſie ärgerten ſich, denn ſie bekamen nichts.

Ach was, da müßt ihr eben verhungern, dachte ich. Ich kann euch nicht helfen. Ihr bekommt nichts mehr. Ihr könnt mich lang anbetteln und kräh – kräh ſchreien.

Nein, ich war kein gutes Kind; mit mir war auch niemand gut. Ich ſpürte, wie mein Herz böſe wurde.

Haha, dachte ich; jetzt müſſen ſie in den Bänken ſitzen und lernen.

Die Appoſition ...

Was? du weißt nicht, wie man ein Mittelwort der Gegenwart bildet? Du ſchreibſt den „Wolf auf dem Totenbette“ ab und unterſtreichſt die Mittelwörter, vom Vater unterſchrieben.

Du lieber Himmel! wie oft hatte ich den ſchon abgeſchrieben. Wegen jeder Kleinigkeit. Bis zehn Uhr nachts

ſaß ich oft und ſchrieb; die Augen fielen mir zu. Mutter ſagte: iſt der Wolf noch immer nicht tot?

Jetzt — wo war das alles? Fern — fern ...

Ich überlegte, ob ich überhaupt noch einmal zur Schule gehen ſollte. Es wurde mir furchtbar kalt.

Der Schnee fraß ſich durch meine Schuhe. Ein eiſiger Nord ſtieß mir die aufgewirbelten Blätterleichen ins Geſicht. Ich verließ den Augarten.

Es war erſt neun Uhr. Was ſollte ich noch zwei Stunden auf der Straße machen?

Es trieb mich zu unſerer Schule hin. Wie alles ſtill lag in der Gaſſe.

In Gedanken kam ich zu unſerer Wohnung. Aus dem Hauſe kam meine Mutter. Lieber Gott, ſie mußte mich geſehen haben. Was ſollte ich tun.

Raſch ſchlüpfte ich in ein Haus.

Dort ſtand ich zuſammengekauert. Fürchterlich fror es mich in den Füßen.

In einer Minute ſtand Mutter bei mir. Da biſt du? Verſteckt haſt du dich? Herumtreiben tuſt du dich? — Sie ſtieß mich vor ſich her.

O ich wußte nicht, welch ein Kind ich habe! Alſo nicht in die Schule gehen, und dich in den Straßen herumtreiben! Da wird ja was Nettes aus dir werden.

Zu Hauſe nahm Mutter die Rute. Du biſt ja ein verlorenes Geſchöpf, ein ganz verlorenes. Sie ſchlug mich ein paarmal, ziemlich feſt auf den Rücken. Ich dachte, nun werde ich weinen können, und mein Herz erleichtern. Aber ich konnte nicht, wie ſehr es auch wehtat.

Dann mußte ich in der Küche bleiben, ſie ſperrte ab und ging fort.

Ich war allein zu Hauſe.

Ich kauerte mich auf die Erde hin.

Ja, es hätte eigentlich anders ſein ſollen. Ich hätte ſagen ſollen: Sie haben mich gekränkt, Mama. Sie haben mir kein Buch gegeben, drum will ich zu den Falſchen nicht mehr gehen.

Und Mutter hätte ſagen ſollen ... Nein, du brauchſt nicht mehr zu ihnen zu gehen. Rudolfine Zelenka iſt ein abſcheuliches Mädchen. Du aber bekommſt von mir die ſchönſten Bücher, mein ſüßes Kind. So hätte es eigentlich ſein ſollen!

Es iſt auch möglich, daß es noch ſo kommt.

O dieſe Schläge, wie brannten ſie mir in der Seele, und dieſes häßliche Wort: verlorenes Geſchöpf!

Ploni — ja, Ploni hätte vielleicht auch ſo geſprochen — ich weiß nicht — ſie hätte vielleicht nicht geſchlagen — denn Ploni hat uns nie geſchlagen. Aber böſe wäre auch ſie geweſen und auch Johanna. Johanna hätte geſagt, ſie ſchäme ſich für mich. Alexander hätte ſich gefreut, wenn ich ausgezankt würde. Es gab alſo keinen Menſchen, der einen lieb hatte.

Die Weihnachtstage brachten viel Schnee. Kriſtallklar fiel er des Morgens auf die Dächer, als ſchmutzige Maſſe lag er abends im Rinnſtein.

Es war kalt, troſtlos.

Niemand ſprach freundlich mit mir. Wie in harter Strafe ging ich umher.

Wenn Mutter mich ansah, sagte sie: Geh, niemand ahnt, wie schlecht du bist. Niemand kann so ein Kind leiden.

Ich hätte gerne gesagt: O Mutter, ich bin es, sieh, ich! weißt du nicht, Mutter, ich! ...

Aber ich ging stumm umher und dachte immerwährend: Keinen Menschen haben!

Und dann gingen alle meine wehen Gedanken zu Johanna. Die war jetzt so weit fort. Wer weiß, wann ich sie wiedersah. Und an Milka, an Ploni und Wahlmann mußte ich denken.

*

Meine Mutter war jetzt immer müde und erschöpft. Sie sagte zu Vater: Du mußt dich um etwas umsehen, mußt etwas anfangen, jetzt kommt das Ärgste.

Vater sah erstaunt auf, wie aus dem Schlaf geweckt: Ja — ich muß — ich werde — nächsten Montag — nach Neujahr.

Mutter sagte einmal fest und hart: Heute mußt du!

Vater sah erschreckt auf: Ja heute — Aber wie — auf der Straße findet man niemand. Man muß ins Café zu den alten Bekannten.

In seinem alten, abgetragenen Anzug ging er ins Café. Den Hut hatte er mit Wasser gebürstet.

Abends fragte Mutter: Nun, hast du jemand getroffen?

Nein; einmal ist zu wenig, man muß öfter gehen.

Also niemand hast du gesehen?

Ja, einen, der mich kennt, von früher her. Er war reich und ist seither noch reicher geworden.

Sagtest du ihm nicht, es gehe dir schlecht?

Was fällt dir ein? Wie könnte ich das? Verſteckt habe ich mich, mir den Hut ins Geſicht gedrückt, ich habe mich geſchämt, daß ich ſo ausſehe.

Hätteſt du es doch verſucht, ihn anzureden, vielleicht hätte er für dich eine Stelle gewußt.

Was für eine Stelle?

Irgendeine.

Es wurde ein heftiger Kampf.

•

Einmal morgens — es war bitter kalt und kein Geld für Kohle da — ſagte meine Mutter: Geh zu deinem Bruder Heinrich; er iſt reich, er ſoll uns helfen.

Mutter heizte mit alten Lappen und Papier.

Geh du zu deiner Schweſter, ſagte Vater; denn auch Mutter hatte eine reiche Schweſter.

Nun ſollſt einmal du gehen, du allein.

Nein — nie — ich weiß, wie er iſt.

Gut, dann ſitzen wir beide da. Jetzt werfe ich das letzte Stück in den Ofen.

Mein Vater nahm ſeinen Hut, ſtellte ſeinen Rockkragen auf und lief fort.

Nach zwei Stunden kam er zurück.

Fünf Gulden hatte er von ſeinem reichen Bruder bekommen.

Ja, mein Lieber, ich kann dir nicht mehr geben, hatte er geſagt. Ich muß für meinen Sohn einen Hofmeiſter halten, er beſucht jetzt das Gymnaſium. Meine Frau muß in dieſem Faſching auf ein paar Bälle gehen, repräſentieren. Was glaubſt du, die Toiletten, der Schmuck, wie

das ins Geld geht! Und unſer Klavier iſt auch nicht mehr ſchön; ich muß es umtauſchen und dreihundert Gulden daraufzahlen.

So ſprach der reiche Bruder meines Vaters.

Mutter machte große, ſtaunende Augen.

War es zu glauben, daß es Leute gab, die Bälle beſuchten, ihren Kindern Hofmeiſter hielten und Diamanten trugen? Vielleicht ein Diadem? eine kleine Königinnenkrone? —

Mutter ſaß beim erkalteten Ofen und blickte nachdenklich auf die Fünfguldennote. Was zuerſt damit beginnen? Zwei Gulden waren gleich aufgebraucht auf Kohle, Petroleum, Brot, Milch und kleine Schulden.

Nachmittags kam Lujo, der andere, der arme Bruder meines Vaters. Er war Lederarbeiter, hatte ſein Handwerk gelernt, fand aber wegen ſeiner angeborenen Trägheit nur ſelten Verdienſt. Er hatte eine Frau und vier Kinder. Die Familie wohnte in einer düſteren Hofwohnung der Armenvorſtadt.

Manchmal ging mein Vater zu ihnen. Dann ſaßen ſie bei der rauchigen Lampe, Lujo, mein Vater, die Schwägerin. Die vier Kinder lagen in zwei Betten und ſchliefen.

Die Schwägerin war einmal ein ſchönes, zartes Mädchen geweſen mit einer ſchweren Krone kaſtanienbraunen Haares. Jetzt wuſch ſie die Wäſche, rieb den Fußboden, darbte, tratſchte mit allen Weibern und leider war es auch kein Geheimnis, daß ſie ſich hie und da betrank. Jetzt hatte ſie ein roſtrotes, aufgedunſenes Geſicht bekommen, eine ſchrecklich rauhe, heiſere Stimme; an ihr konnte

man ſehen, was die Not aus einem Menſchen macht. Trotzdem waren die Kinder alle ſtramm und ſchön; trotz allen Elends. Iſabella, das älteſte Mädchen, war ein ſchlankes, hellbraunes Kind, mit großen orientaliſchen Mandelaugen. Manche Leute ſagten, ganz genau ſo habe ihre Mutter einmal ausgeſehen. Sie kamen nie zu uns.

Nur manchmal, plötzlich in der Nacht kam Lujo. Ein Kind war erkrankt, man mußte raſch den Arzt holen, und es fehlte der Gulden. — Nur immer in der äußerſten Not kam er und mein Vater gab ihm dann das Letzte hin.

Ging es uns ſchlecht, dann ſuchte mein Vater ſeinen Bruder auf, obwohl er wußte, daß er ihm nicht helfen konnte. Es tat ihm wohl, ſich mit ihm auszuſprechen. Meine Mutter ſah es nicht gern, wenn Vater zu Lujo ging. Ich weiß nicht, warum: Dann ſaßen ſie nur müßig beiſammen, die zwei, und ſprachen von dem Vermögen Heinrichs, ihres reichen Bruders ...

Dem glückte immer alles; ſchon als Kind, erinnerſt du dich, wenn alle Äpfel ſtahlen und Prügel bekamen, nur er kam mit heiler Haut davon, und er behielt auch die Äpfel. — Er geht mit geradem, robuſtem Nacken voran, während wir uns bücken und kriechen. Er ſitzt im wohlig durchwärmten Zimmer und trinkt Wein, während wir frieren und Gott bitten um eine ruhige Stunde. Und doch ſind wir Kinder e i n e r Mutter. Alle hat ſie uns unter ihrem Herzen getragen.

Das erzählte Vater, wenn er nachts heimkam und Mutter weckte. Ich erwachte und hörte zu.

Ich dachte: es iſt dasſelbe wie mit Milka. Die ging auch zerlumpt und wurde zu Hauſe geprügelt, während

andere Kinder ſchottiſche Mäntel für den Regen hatten und ein Fräulein mit ihnen kam, das ihnen die Büchermappe nachtrug.

Aber zum Schluß hatte Milka doch einen roten Schirm, der in der Sonne leuchtete. —

An dem Tag, da mein Vater von ſeinem reichen Bruder fünf Gulden bekam, war er auch bei Lujo.

Nachmittags kam Lujo zu uns und ſprach von einem neuen Plan. Mutter kannte Lujos Pläne, die immer zu Waſſer wurden, in blauen Dunſt aufgingen. Diesmal war es aber nicht nur ein Plan — ſondern eine Sache, die Kopf und Fuß hatte. Er wiſſe, wo man Flitternadeln ins Haar, Moſaikbroſchen, Perlmutterkämme und noch vieles andere billig kaufen könne — en gros. Über Land könnte man damit fahren und gute Geſchäfte machen.

Mein Vater kaufte für drei Gulden ein. Es war ein ganzer Tiſch voll Sachen. Meſſingherzchen für Wallfahrer waren dabei, verſilberte Armbänder, Talismane mit giftgrünen Steinen, Schlangen als Schmuckſtücke, Kröten, Eidechſen als Kinderſpielzeug.

Ich hatte ſolche wunderbare Sachen niemals geſehen, ein ganzer Laden war es, was Vater da auspackte. Ich bat ihn, mir etwas davon zu ſchenken.

Er ſagte: Wenn etwas übrig bleibt.

Am nächſten Morgen fuhren Vater und ſein Bruder Lujo über Land.

Nachmittags kamen ſie heim in beſter Laune; ſie hatten ein gutes Geſchäft gemacht und das Doppelte für die Ware gelöſt.

Mutter ſetzte ihnen ein Mittageſſen vor. Seht ihr, nun ſeid ihr wackere Männer, das lob' ich mir.

Vater warf die Silbergulden auf den Tiſch, daß es klirrte und klang.

Hallo, wir haben Geld, rief Mutter. Lujo erhob ſich und lief nach Hauſe zu ſeiner Frau und zu ſeinen vier Kindern.

In mir zitterte eine kleine Ungeduld. Vor dem Schlafengehen fragte ich Vater: Für mich iſt nichts übriggeblieben?

Nein, die Leute haben uns alles abgenommen.

Nächſten Tag bekam mein Vater wieder eine Warenladung und abermals klirrte er mit Silbergulden.

Da ſagte Mutter: Nächſtens fahre ich mit; noch beſſer muß es gehen. Den Kindern nehmen wir ein Mädchen.

*

Wir bekamen ein tſchechiſches Dienſtmädchen. Sie war groß und kräftig, ein Bauerngeſicht mit Blatternnarben und vorgeſtreckten Kiefern; ſie war ziemlich häßlich, obgleich ſie nicht alt war. Roſa hieß ſie.

Sie ſchlug uns, ließ uns im Finſtern und naſchte von unſeren Tellern. Sagt es der Mama, dann kriegt ihr noch mehr Prügel, konnte ſie uns drohen.

Das Schrecklichſte war ihr Geſang; ein lautes, heiſeres Einerlei, ganz ohne Melodie, mehr wie eine Litanei in ihrer Mutterſprache.

Mein Bruder, der ſchon angefangen hatte, ein kleiner Herr zu ſein, wurde unter der Herrſchaft Roſas wieder ein verſchüchtertes, ängſtliches Kind.

Er war gern mit Kameraden beiſammen, und ſie ſprachen von Schmetterlingen, Briefmarken, Fußball, Karl May und Elektrizität.

Sie waren meiſt vier. Vier Freunde in der Schule und auf dem Spielplatz.

Kam mein Bruder nach Hauſe, ſchrie Roſa ihn an: Wo warſt du? warte, ich werd' dir gleich deine Prügel geben.

Es kam faſt nie ſo weit, aber ſie hielt uns immer in der Drohung und machte uns ganz verſchreckt.

Wenn es ihr gefiel, gab ſie uns zu eſſen, es war meiſt zu wenig — und wie ſtiefmütterlich ſie die Butter ſtrich!

*

Einmal waren unſere Eltern am frühen Morgen weggefahren. Wir lagen noch im Halbſchlummer, als ſie von uns Abſchied nahmen.

Der Tag verging uns mit Schule, Spiel und Plaudern. Es war ein regneriſcher, trüber Tag.

Abends ſtellte uns Roſa das Eſſen hin und ging mürriſch hinaus in die Küche.

Nach einer Weile kam ſie herein und ſchrie uns an: Geht ſchlafen; der Vater und die Mutter kommen heute nicht nach Hauſe.

Wir ſaßen ſchweigend, ſtanden dann zuſammen an das Fenſter gelehnt.

Es wurde ſpät und wir fürchteten, daß Roſa aus der Küche kommen könnte und uns ſchlagen, weil wir noch auf waren.

Darum kleideten wir uns raſch aus, verlöſchten die Lampe und ſchlüpften in unſere Betten.

Dann ſprachen wir weiter, leiſe: Fürchteſt du dich?

Nein; du?

Ja, ein bißchen.

Wovor?

Vor dem weißen Tuch dort.

Du Dumme, das iſt ja mein Hemd.

Ja, aber ich fürchte mich, nimm es fort, es bewegt ſich immer.

Das iſt vom Wind; ſchau' nicht hin.

Du?

Ja?

Schläfſt du?

Nein.

Wo ſie jetzt ſein können?

Ja!

Vielleicht haben ſie ſich verirrt? Oder den Zug verſäumt! ...

... oder noch nichts verkauft!

Ja!

Morgen werden ſie beſtimmt da ſein!

In der Früh!

Vielleicht noch nachts!

Ja!

Wenn wir morgens erwachen, werden ſie da ſein!

Ich bekomme eine Flitternadel!

Wozu?

Ins Haar!

So?

Es wird ihnen doch nichts geſchehen ſein?

Nein!

Ich fürchte mich!

Schlafe!

Ja, gute Nacht!

Gute Nacht ...

... Alexander? Wirſt du immer ſo zu mir ſein?

Wie?

Wieder reden mit mir?

Warum nicht? Gute Nacht!

Am nächſten Morgen erwachten wir, ohne daß die Eltern zurückgekehrt wären.

Roſa, was iſt? fragte mein Bruder.

Ja, was glaubt ihr? Eure Eltern kommen nicht mehr. Sie lachte und ging hinaus in die Küche.

Wir ſahen uns einen Augenblick lang ſtumm an; dann ſagte ich: Und wenn ſie wirklich nicht kommen! Was fangen wir an? Mein Bruder ſtand ſtill mit gerunzelter Stirn. Nein! Sie müſſen kommen!

Der Tag verging.

Ich hatte eine Weihnachtserzählung geleſen. Mein Bruder war im Turnunterricht, dann mit ſeinen Kameraden auf dem Spielplatz.

Gegen ſechs Uhr kam er.

Roſa ſtand in der Küche beim Waſchtrog und wuſch die Wäſche. Der Dampf hüllte ſie ein. Mit roten Armen ſtand ſie und ſang in ihrer furchtbar einförmigen Art.

Mein Bruder ſaß im dunklen Zimmer und pfiff.

Ich ſtand am Fenſter und dachte an Johanna und an unſere Eltern. Wo waren ſie? Warum kamen ſie nicht?

Mein Herz war unendlich traurig.

Das Lied, das Roſa ſang, machte es, daß ich laut weinte.

Mein Bruder öffnete die Tür, daß Licht hereinkam.

Es roch nach naſſer Wäſche, Seife und Terpentin. Eine Lache Schmutzwaſſers drang bis zu uns ins Zimmer hinein.

Wirſt du gleich die Tür zumachen?

Erſt bringen Sie uns die Lampe!

Du kannſt warten ...

Roſa ſang erſt das Lied zu Ende, dann brachte ſie uns das kleine Küchenlämpchen; ſich ſelbſt behielt ſie die große Lampe.

Roſa, was iſt?

Ich hab' euch ja geſagt, ſie kommen nicht mehr.

Was iſt, Alexander?

Ja — was weiß ich?

Du, Alexander, wenn ſie heute nicht kommen, dann iſt etwas geſchehen!

Nein, ſie müſſen kommen!

Es vergingen ein, zwei Stunden ...

Wenn ſie jetzt nicht kommen —

Ja — wenn ſie jetzt nicht kommen —

Draußen noch immer der tſchechiſche Geſang. Die Schmutzlache im Zimmer breitete ſich immer mehr und mehr aus.

Mein Herz tat mir ſchrecklich weh.

Sie kommen nicht, Alexander!

Nein!

Es verging noch eine Stunde.

Wenn ſie jetzt nicht kommen —

Nach ein paar Minuten ging die Tür auf. Mit einem Freudenſchrei ſprangen wir aus unſeren Winkeln hervor: Mama, grüß' dich Gott!

Es war Fräulein Giſela, das alte Nähmädchen, das meiner Mutter manchmal bei der Arbeit half.

Ich bin nicht die Mama, ſagte ſie mit einem zwirnsdünnen Stimmchen. Eure Mutter hat mich beauftragt, nach euch zu ſchauen. Seid nur ruhig, ſie wird ſchon kommen, geht nur ruhig zu Bett.

Wir gingen zu Bett.

Mitten in der Nacht hörte ich im Zimmer ein Geräuſch; es wurde Licht gemacht. Ich erwachte ſofort, ich wußte: nun ſind ſie gekommen, aber ich tat, als ſchliefe ich. Sie ſchlafen. Alles iſt in beſter Ordnung, ſagte Vater.

Mutter ſchlich ſich an mein Bett heran und küßte mich leiſe. Da ſchlang ich die Arme um ſie. Wo wart ihr ſo lang? Ihr habt uns allein gelaſſen.

Sei nur ruhig, wir ſind wieder da. Aber ich konnte nicht ruhig ſein.

Roſa kam ins Zimmer.

Ich rief laut und aufgeregt: Roſa ſchlägt uns, Mama.

Was? Ich ſchlage euch? Sag' das noch einmal!

Nein, nein, Roſa wird euch nicht ſchlagen.

Vater kam, nahm mich in ſeine Arme, herzte mich und gab mir eine Flitternadel ins Haar und eine Broſche aus Feueremail und einen großen Apfel und farbige Bleiſtifte und beide ſaßen an meinem Bett und hatten mich ſehr lieb; ich aber konnte nicht ruhig ſein, mein Herz tat mir zu weh.

Langſam kam der Schlaf und erlöſte mich. Noch im Halbſchlummer hörte ich, wie Mutter ſagte: Wenn ich mit bin, geht es gleich anders.

Vater ſaß, den Kopf in die Hände gepreßt.

Ich muß dir geſtehen, ich kann an nichts anderes denken als an unſere Johanna. Immer nur das. Darum hab' ich auch nie meine Gedanken beiſammen, wo ich ſie brauche.

Und ſie ſprachen von Johanna, laſen ihre Briefe, liebkoſten jedes ihrer Worte; ſie redeten ſich in eine verzweifelte Trauer hinein.

*

Es kam der erſte ſchöne Frühlingstag.

Vater ſagte zu uns: Ihr müßt jetzt ſehr gut ſein zu Mama.

Warum? fragten wir.

Weil ſie leidend iſt!

Was fehlt ihr?

Sie erwartet etwas — eine — Freude ...

Und davon iſt ſie krank? vor lauter Freude?

Weil Johanna zurückkommt? fragte mein Bruder.

Ja, deswegen auch!

Wird denn Johanna ganz geſund ſein?

Ja. Johanna iſt ganz geſund!

*

Johanna ſollte kommen. Ich erinnerte mich nicht mehr, wie Johanna ausſah, ich konnte mir kein Bild von ihr machen, wie ſehr ich mich auch bemühte. Und die letzten Tage hatte ich einen Traum, der immer bei mir war, im

Schlafen und im Wachen: ein häßliches, dunkelhaariges Zwerglein, das einen tief durchschauen konnte. Es hatte ein ganz gelbes Gesichtlein und Augen wie Kohlen. Mit diesen mehr bösen und wie verzauberten Augen blickte das häßliche kleine Wesen mich fortwährend an, zupfte mich am Ärmel und mit einem hohlen Glasstimmchen sagte es kichernd: Du — du — sieh mich an! ich bin bei euch zu Gaste. Und legte mir ein eiskaltes Händchen auf die Schulter, daß mein Körper davon erstarrte. In diesem Augenblick verwandelte sich das Menschlein und wurde ein Hund, der aufrecht ging. Und doch war es kein Mensch und kein Hund. Viele Nächte kam dieses Traumgesicht zu mir und verdrängte das Bild Johannas. Ich hatte Angst vor dem Einschlafen, denn immer war es gleich wieder da.

*

Und einmal hieß es: Morgen kommt Johanna.

Vater sagte am Vorabend: Kinder, geht schlafen.

Im Zimmer brannten zwei Lampen. Es war eine Unordnung. Winzig kleine Sachen lagen herum.

Mutter saß auf dem Sofa und stöhnte und stieß kleine Schreie aus. Ihr Gesicht war hellrot.

Mama, was fehlt dir?

Nichts, Kinder, geht schlafen.

Rosa ging ein und aus und schlug jedesmal heftig mit der Tür.

Sie scheut die Arbeit, sagte Mutter mitten aus ihren Qualen heraus.

Vater sah finster drein: Sie ist schließlich eine fremde Person, was geht sie das an?

Ich war zu müde, ging zu Bett und ſchlief gleich ein.

Ein ſchrecklicher Lärm weckte mich. Die beiden Lampen brannten; Mutter ſaß halb entkleidet im Bett und ſtieß lange, wilde Schreie aus. Dann zankte Vater mit Roſa; ſie ſollte fortgehen, eine Frau holen. Roſa ſagte, ſie wolle nicht allein in der Nacht den unheimlichen Weg gehen. Da nahm Vater ſeinen Rock und lief fort.

Ich lag wach da und wagte nicht zu atmen und nicht zu reden. Wenn Mutter eine Minute lang ruhig war, dachte ich: Gott ſei Dank, nun geht es beſſer. Aber im nächſten Augenblick fing es wieder an und ich dachte: Wie lange kann das ein Menſch ertragen. Ich warf mich herum auf meinem Lager und rief voll Entſetzen: Mama, was iſt dir?

Roſa ſchrie mich an: Leg' dich aufs Ohr, du Fratz! und heimlich flüſterte ſie mir zu: Ja, die Mama muß ſterben. Ich ſchrie faſt ebenſo laut auf als meine Mutter. Roſa lachte. Es war darauf etwas ruhiger geworden.

Vater kehrte zurück. Ja, die Kinder können nicht dableiben, meinte er. Ich ſtellte mich ſchlafend — denn ich begann etwas zu ahnen, und es wäre mir peinlich geweſen, Vater zu fragen. Ich wurde „geweckt" und ging ohne Widerrede in die Küche, in Roſas Bett. Meinem Bruder wurde auf drei Stühlen ein Lager bereitet. In der Finſternis lag ich und ſtreckte mich in Roſas Bett.

Alexander! rief ich leiſe.

Er brummte etwas: Laß mich in Ruh'. Das alles iſt überhaupt zu dumm! Da ſprach ich nicht mehr zu ihm und lag ganz ſtill mit meinen heimlichen Gedanken beſchäftigt.

Nach fünf Minuten kam eine fremde Perſon.

Es war drinnen ein Lärmen, ein Herumarbeiten, ein Geplätſcher. Durch einen Türſpalt drang Licht zu uns . . .

Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erſt in der Früh erwachte. Es war eine Stille ringsumher wie an einem Sonntagsmorgen. Ich war allein. Raſch ſprang ich aus dem Bett und kleidete mich an. Als ich die Klinke ergriff, um die Tür ins Zimmer zu öffnen, kam einen Augenblick lang eine lähmende Angſt über mich. Etwas in mir flüſterte: Jetzt! jetzt! Nachdem ich noch ein paar Minuten mit angehaltenem Atem dageſtanden hatte, öffnete ich.

Auch im Zimmer tiefe Stille und Regloſigkeit. Auf dem Tiſche lag ein ſonderbares Bündel. Ich ging hin, um es anzuſehen. Da tönte mir ein menſchliches Weinen daraus entgegen; ein ganz ſchwaches und ſtarkes Weinen zugleich.

Meine Mutter lag mit geſchloſſenen Augen, totenbleich.

Ich konnte dies alles nicht recht verſtehen. Mein Bruder kam lärmend herein und warf ſeine Mütze aufs Bett. Ich wies auf Mutter und bat ihn: Sei ſtill! tritt leiſer auf! Sprich kein Wort.

Meine Mutter kam mir wie ein fremdes Heiligtum vor, dem man ſich nicht nähern durfte, ohne ſelbſt ein frommes Herz zu haben.

Zu dem kleinen Weſen aber, das auf dem Tiſche lag, war im Augenblick eine ſo tiefe Liebe da, und als es weinte, rief ich ganz verzweifelt: Es weint.

Eine fremde Frau, die am Bette meiner Mutter ſaß, und die ich jetzt erſt bemerkte, ſagte: Laß ihn nur weinen, davon wächſt die Lunge. Nun ſchaut euch einmal euer Brüderchen an. Die fremde Frau hielt uns das Weſen

hin. Brüderchen! rief ich leiſe und berührte ſein winziges Geſicht.

O wie lieb hatte ich das Brüderchen.

Um zehn Uhr erwachte Mutter und bat uns, zu ihr zu kommen. Wir ſagten nichts. Sie ſah uns nur an. Roſa kam ins Zimmer mit ihren polternden Schritten.

Mutter blickte raſch auf.

Noch nicht da! ſagte Roſa.

Noch nicht? hauchte Mutter.

Die unbekannte Frau fing an zu reden ... jetzt werdet ihr zwei Geſchwiſter haben: euer neues Brüderchen und eure Schweſter.

Meine Mutter ſah voll Erwartung nach der Türe.

Die unbekannte Frau tippte mir auf die Schulter: Laßt die Mama jetzt wieder ein bißchen in Ruhe.

Wir ſetzten uns ans Fenſter, ich auf einen kleinen Schemel. Das zweitemal ſchon ſprach ich meinen Bruder an: Du! Johanna kommt!

Mutter hatte die Augen wieder geſchloſſen. Das Brüderchen bekam aus einem Fläſchchen Milch. Wir ſahen zu. O, es konnte ſeinen Mund aufmachen! welches Wunder! Es machte ein griesgrämiges Geſicht, als wäre es ihm nicht recht auf dieſer Welt. Und die winzigen verſchwollenen Augen hielten es nicht der Mühe wert, ſich zu öffnen. Es war ein kleines, müdes Greislein, das vielleicht von weither kam, von einer vielhundertjährigen Reiſe — da hatte man es hergeſetzt in dieſe Welt, und nun mußte es leben; es wurde unſer Brüderchen.

Mutter erwachte und blinzelte nach der Türe. Roſa

polterte herein, rannte umher ... Noch immer nicht? Mutter ſchloß in Mattigkeit die Augen.

Die Unbekannte ſtrich über ihre Schultern: Nicht ſo unruhig! Sie müſſen ſich ſtill verhalten.

Roſa riß die Türe auf und meldete, daß ſie da wären.

Da wollte ſich meine Mutter aufrichten, aber ſie hatte nicht die Kraft.

Bleiben Sie liegen um Jeſu Chriſti willen! ſchrie die Frau und drückte meine Mutter in die Kiſſen. Dann ging ſie mit Roſa ſchnell aus dem Zimmer, um etwas zu verhüten.

Mutter ſah nur immer auf die Türe. In ihren Augen lag eine ſolche Sehnſucht.

Vater trat ein in Rock und Hut, einen kleinen Reiſekoffer in der Hand, ein rotes Mäntelchen über dem Arm. Johannas rotes Mäntelchen.

Man konnte ſehen, daß er ſein Geſicht verbarg, als er zu Mutter ging. Es geht dir gut? fragte er und küßte ſie auf die Stirn.

Mutter durchforſchte ſein Geſicht.

Es war ein Augenblick banger Stille. Dann konnte man ſehen, wie ein Leidenszug um den andern von dem Geſicht meines Vaters auf das meiner Mutter überging. Das waren die geteilten Schmerzen.

Wo iſt Johanna? fragte Mutter.

Sie iſt in der Küche.

Ich erſchrak. Es erſchien mir ſo unwahrſcheinlich, ſo gar nicht möglich, daß ich Johanna in dieſer Stunde wiederſehen ſollte.

Vater ſtand bei Mutter, ſtrich ihr übers feuchte Haar, über die müde, ſeltſam jugendliche Stirn, ſprach leiſe, liebevoll, mit ſchwacher Stimme.

Ich will ſie ſehen.

Jetzt nicht; ſpäter.

Bring ſie mir, ſogleich.

Denk an dein Leben.

Einerlei — wo iſt Johanna?

Du kannſt ſie jetzt nicht ſehen.

Johanna! —

Sie ſieht nicht ſehr gut aus.

Johanna! — ein furchtbarer Schrei.

Vater öffnete die Türe.

Komm herein, mein liebes Kind ...

— — — — — — — — — — — — — — —

War das Johanna? dieſes kleine gelbe Zwerglein aus meinem Traum?

Mutter ſah ſie aufmerkſam von Kopf bis zu den Füßen an; dann zog ſie ſie an ihr Herz.

Vater flüſterte uns zu: Seid nicht ſo fremd. Ihr erſchreckt ſonſt das arme Kind.

Da ging ich hin und gab Johanna die Hand und umarmte ſie und küßte ſie, trotzdem ich an dem verhutzelten kleinen Weſen unſere Johanna nicht erkennen konnte.

Allein mein Herz ſprach zu mir: Sei gut. Nicht prüfen, nicht kaltes Staunen. Liebe! Erbarmen! Schweſter! Ich war noch ſo jung, aber ich fühlte deutlich dieſe Stimme in mir ſprechen.

Johanna und Alexander begrüßten einander.

Vater ſprach fortwährend ſehr lebhaft, lachend, faſt witzig, ohne Unterlaß redete er. Er fürchtete ſich vor der erſten kleinen Stille, das wußte ich.

Richtig trat ein Augenblick des Schweigens ein.

Johanna ſtand über das Brüderchen gebeugt, wozu ſie auf einen Stuhl ſteigen mußte, ſo klein war ſie.

Ja, meiner Seel' – ein Kindelein –, ſie ſprach ein wenig fremdländiſch, mit einer ganz andern Stimme als früher. Sie ſah ſich im Zimmer um, wobei ſie ſich ganz herumdrehen mußte, denn ihren Kopf konnte ſie nicht bewegen. Ihr Körper war ſehr mager, die Arme lang, wie ausgezogen; das wachsbleiche, blauädrige Geſicht mit dem ſpitzen Kinn war von den herrlichſten ſchwarzen Augen erleuchtet.

Ich ſagte leiſe zu Alexander: Johannas Augen ſind wie Sterne am Himmel; ſie ſelbſt iſt wie ein Märchen, das noch niemand erzählt hat; oder wie etwas, das man träumt, nachts, wenn man ſchläft und alles voll Finſternis iſt ...

Mein Bruder flüſterte mir zu: Sie iſt doch aber viel luſtiger als früher.

Das verſtehſt du nicht; ſie tut nur ſo, als ob ſie luſtiger wäre, damit wir nicht betrübt ſind und damit wir denken: nun, die Hauptſache bleibt die Munterkeit und die gute Laune.

Mein Bruder ſagte: Wollen wir ſie fragen, ob ſie mit uns kommen will, ich zeig' ihr meine Bücher.

Wir fragten ſie.

Johanna, willſt du mit uns ...

Ja; ja.

Erſt ſtand ſie und blickte noch eine Weile auf das neue Brüderchen.

Kinder, ja, ihr müßt euch jetzt noch ein bißchen mehr bei Roſa aufhalten, bis es Mama beſſer geht, ſagte Vater.

Zu Roſa gingen wir nicht. In einem Winkel ſtanden wir alle drei beim Fenſter.

Ja, hier wohnen wir noch immer. Unten im Lichthof iſt der Kürſchner und Milkas Eltern. Milka iſt fort, weiß Gott, wo ſie überall herumkommt, zu Hauſe hat man ſie geſchlagen, da iſt ſie fort. Nur ihr Bruder Lorenz und Drotſchke ſind noch da. Drotſchke wird auch nicht lange leben, ein alter Hund, er muß ſchwer arbeiten, Wagen ziehen ...

Alexander zeigte ſeine Bücher: Das ſind die Götter Griechenlands. Überhaupt Griechenland, das iſt ſehr ſchwer; unſer Profeſſor fragt nur e i n m a l, wenn man da nichts weiß, hat man ſein Ungenügend.

Wart ihr oft ſpazieren?

Nein; wir waren nicht oft ſpazieren.

Alexander hat ſeine Freunde.

Und du?

Ich bin meiſt allein.

Johanna, Roſa iſt ſchlecht zu uns. Sie ſchlägt uns und tut uns viel Böſes an; leiſer, ſie darf nicht hören, was wir von ihr ſprechen, ſonſt bekommt ſie noch einen größeren Zorn auf uns.

Das iſt ſchrecklich; mich darf ſie nicht ſchlagen. Ich darf niemals von jemand angerührt werden, ſonſt zerbreche ich.

Iſt ja nicht wahr, Johanna.

O bitte – ich hab' es einmal gehört, da ſagte der Herr Primarius zu Schweſter Eudoxia: Nummer 42 iſt nur zuſammengeleimt – Nummer 42 war ich.

Du biſt doch geſund geworden, Johanna?

Ich weiß es nicht.

Roſa ſagte, wir ſollten nicht ſo laut plärren, ſie bekomme Kopfweh. Und Johanna ſolle ſofort ihr Kleid gegen ein älteres vertauſchen, ob ſie denn glaube, daß man ein Kaſchmirkleid zu Hauſe trage. Johanna ſagte, das ſei ein Geſchenk der Schweſter Pia und ſie wolle es darum anbehalten.

Aber Roſa machte nicht viel Geſchichten, ſie zog Johanna kurzerhand das Kleid aus: Wenn deine Geſchwiſter nicht ſo ſchöne Kleider haben, brauchſt du auch nicht ſo ſchöne Kleider! Sie riß an ihr herum. Johanna ſchrie auf:

Mich dürfen Sie nicht ſo reißen, ich zerbreche ſonſt.

Roſa mußte eine ſehr harte Perſon ſein, wenn ſie mit Johannas ſchief gebogenem, ſteifem Hälschen nicht Erbarmen hatte.

Sie hob ſie in die Luft. Du, ein Huhn iſt ſchwerer als du; biſt ein rechter Haſcher. Roſa ſtellte ſich vor Johanna hin und gaffte ſie an.

Schauen Sie mich nicht ſo an!

O, ich werde d i ch anſchauen! – Und Roſa wandte ſich zu ihren Kochtöpfen auf dem Herd. Ich beruhigte Johanna: Du darfſt nicht mit Roſa ſtreiten, ſonſt wird ſie dir Böſes tun, wie uns ...

Johanna ſetzte ſich zu uns und erzählte uns ... Dort war eine Schweſter, Eudoxia. Sie liebte mich nicht. Sie ſagte, für ein kleines Mädchen hätte ich zu allwiſſende

Augen. Sie liebte nur die Kinder, die täglich, wenn der Prieſter kam, beichteten und kommunizierten.

Aber Schweſter Pia, die mich lieb hatte, ſagte: Du haſt ſo träumeriſche Augen; du äugſt immer wie ein junges Waldtier. — Ich hätte gerne gewußt, wie die ſind: träumeriſche Augen.

...Erzähle mir noch mehr von Schweſter Pia, bat ich Johanna.

O, wie viel wollte ſie mir erzählen; Johanna ſtrahlte.

Nicht wahr Johanna, wir wollen von jetzt an zuſammen bleiben, wir drei und das Brüderchen.

*

Das Brüderchen erhielt den Namen Joſef. Es blieb lange ein kränkliches, bleiches Menſchlein mit faltigem Geſicht. Dann aber, nach den erſten drei Monaten wurde es ein herziges kleines Bübchen mit dicken Backen und klugen Augen. Es war ſo ſüß, es auf dem Arm zu halten, ſich das warme, weiche Köpfchen an die Wange zu legen, ſeine zum Staunen kleinen Händchen vielmals zu küſſen. Es war ein Kind, das nicht viel ſchlief und ſelten weinte. Mit wachen Blicken lag es in ſeiner Wiege und guckte, wenn die Sonne einmal vom Dach ins Zimmer ſchien.

Johanna und ich ſaßen an der Wiege: Brüderchen! o kleines Brüderchen! Jeden Tag ſchien es uns ein anderes Wunder.

Johanna ſang ihm kleine italieniſche Liedchen vor, wie ſie Savoyardenknaben ſingen. Ihre Stimme war nicht ſchön, aber rührend und es war ihre arme Seele darin.

Einmal dachte ich: Ich muß Johanna meinen Traum erzählen. Nach einer Weile überlegte ich ... es könnte sie trübe stimmen ... es war doch so entsetzlich — wie ein Mensch sich in einen Hund verwandelt. — Allein — trotzdem sagte ich: Johanna, ich muß dir einen Traum erzählen.

Sie hörte zu.

... Ja, von einem Hund, der aufrecht ging und der Hund warst du.

Johanna saß bleich da mit eingesunkener Brust und atmete schwer:

... Totenhund ...

Woher weißt du das?

Ich habe ihn selbst einmal gesehen ...

In dem Augenblick wußt' ich: das alles hatte ich schon einmal erlebt. Ich hatte diesen Traum schon einmal Johanna erzählt — vielleicht vor tausend Jahren. Damals standen wir im Walde und waren Bäume. Baum an Baum standen wir, wie wir heute stehen Kind an Kind — Menschengeschwister.

Johanna saß da, wachsbleich, lauernd und dann lächelnd und still.

In meiner Brust war eine dumpfe Reue: warum habe ich ihr gesagt, daß sie sterben muß. Sie wußte es ohnehin, aber da ich es ihr sagte, zwang ich ihre Gedanken dahin. Nun waren wir fest verbunden. Alles Fremde war von uns gefallen.

Es wunderte mich nicht, als abends vor dem Schlafengehen Johanna zu mir kam; sie kam zu mir ins Bett ge-

krochen und wir umſchlangen uns. Wir waren allein. Johanna ſetzte ſich im Bett auf und ſagte: Sieh, wie häßlich und krank ich bin; eine Schlange oder eine Schnecke kann nicht häßlicher ſein als ich. O — der Körper wird vergehen — eine Handvoll Staub wird da ſein, ehe du ein großes, ſchönes Mädchen geworden biſt — es iſt darum auch einerlei, wie ich ausſehe, da ich dazu beſtimmt bin, zu vergehen. Aber meine Seele, die ſollteſt du lieben.

Johanna! rief ich in unfaßbarem Leid und rückte weiter weg von ihr.

*

Johanna ging zur Schule, in dieſelbe Klaſſe wie ich; wir ſaßen beiſammen.

*

Es kamen Nächte, wo wir auf einem Kiſſen lagen, und ich liebte ihre Seele. Oft lag ſie wach und flüſterte in mein Ohr. Sie erzählte von dort ...

... Alles war ſo ſchön, und nicht ſo traurig, wie man meinen ſollte, bei den vielen kranken Kindern. Hab' ich dir gezeigt, was alles in meinem Köfferchen iſt: Flechtereien aus Glanzpapier, Wandkörbe, Photographierahmen und alle möglichen Handarbeiten. Alles von mir ſelbſt gemacht. Und ſchöne Andenken von den Kindern und von den Schweſtern und vom Herrn Primarius — das Allerſchönſte aber iſt von Schweſter Pia.

Zeig' mir das von Schweſter Pia.

Einmal werd ich dir's ſchon zeigen.

Es iſt gar nichts Großartiges — in einem kleinen Päck-

chen, in Seidenpapier, bloß mir iſt's ſo viel, weil es von Schweſter Pia iſt.

Ich habe ein Poeſiealbum, das einem fünfzehnjährigen Mädchen gehörte, das geſtorben iſt. Benedikt hieß ſie, Klara Benedikt. In dem Album ſind ſchöne Zeichnungen und Verſe. Wir zwei waren immer beiſammen — und noch eine; das war Schweſter Pia. Wir waren in dem großen Park, dort hatten wir manchmal geſpielt, wenn wir einen guten Tag hatten, ohne Schmerzen.

Im Schlafſaal ſtanden unſere Betten nebeneinander, dort haben wir uns leiſe Geſchichten erzählt. Manchmal auch von Geſpenſtern. Die erzählte Klara Benedikt am liebſten, dann fürchtete ſie ſich und Schweſter Pia mußte bei ihr bleiben, bis ſie eingeſchlafen war. Lag ich krank, dann waren ſie beide bei mir. Sie war eine Waiſe und man hatte ſich ihrer angenommen — doch einmal ſollte ſie viel Geld erben. In der Anſtalt wurde für ſie bezahlt; ſie war eine Reiche, die einzige, die keinen Freiplatz hatte. Sie konnte Gitarre ſpielen und dazu wunderbar ſingen. Manchmal ſpielte ſie heimlich und Schweſter Pia ſang. Das durfte niemand wiſſen. Wir drei hatten viele Feinde. Weil wir uns ſo lieb hatten. Anfangs hatten alle Kinder Schweſter Pia ſehr lieb. Aber ſie hatte nicht alle gleich lieb. Die häßliche Gewohnheiten hatten, unwahr waren, zankten und einander verklatſchten, die konnte ſie nicht lieb haben. Und alle hängten ſich an ſie. Schweſter Pia — Schweſter Pia. Und das wollte ſie nicht haben ... Ich wußte etwas: daß ſie nicht viel betete und immer träumte und manchmal des Nachts ſpazieren ging im Park, wenn Mondſchein war.

Und einmal erzählte ſie mir alles, das war ſpäter, nachdem Klara Benedikt ſchon tot war.

So erzählte mir Johanna jeden Abend vor dem Einſchlafen.

Einmal ſagte ich: Ich möchte ganz gerne dort geweſen ſein! es war wohl ſchön!

Johanna erwiderte: O ja, ſchön war es manchmal — aber ein andermal war es ſo traurig, wie wenn man ſchon tot wäre. Und Johanna erzählte: ... Einmal zum Frühſtück bekam ich nichts. Ich ſaß im Speiſeſaal; vor allen ſtand eine Schale Milchkaffee; vor mir ſtand nichts. Ach, du lieber Gott! dachte ich, und ein furchtbarer Schrecken ergriff mich. Die am ſelben Tag zur Operation kamen, erhielten kein Frühſtück.

Klara Benedikt ſagte: So, du bekommſt nichts? Mir hat niemand etwas geſagt.

Ich blickte in ihr bleiches, vor Anteilnahme verſtörtes Geſicht.

Mir auch nicht.

Nach einer Stunde kam Schweſter Eudoxia mit dem Arzt, ſprach leiſe mit ihm, beide ſahen mich an, dann ſchob ſie mich zwei Schritte vor und ſagte mit ihrer rauhen, riſſigen Stimme: Du kommſt heute auf den Operationstiſch. Es war ein ſehr ſchöner Morgen. Im Park ſangen die Vögel rings um den Springbrunnen. Wie Diamantenſtaub lag Tau auf den Beeten; alle jungen Roſen waren erwacht. Die kranken Kinder ſpielten im Park. Die größeren ſaßen zuſammen und ſtickten oder zupften Scharpie. Ich ſah, wie Klara Benedikt ſich zu den anderen ſetzte. Dann hab' ich ſie niemals wieder geſehen.

Ich ſtand allein und dachte: Was wird jetzt mit mir geſchehen? Fortlaufen wollte ich — unbemerkt in die Küche, von dort in den Gemüſegarten und davon. — Auf dem Korridor traf ich Schweſter Pia. Sie nahm mich in ihre Arme: Was flatterſt du ſo erſchreckt herum? hab' keine Angſt, komm mit mir.

Ich werde operiert, Schweſter Pia.

Nein, nur unterſucht.

... ich habe kein Frühſtück bekommen.

Komm, mein Engel.

Sie führte mich in den Saal, zog mich aus, nahm mich auf ihre Arme und legte mich auf den Tiſch. Ich ſagte fortwährend: Aber Schweſter Pia — das kann man ja nicht aushalten, dieſen entſetzlichen Geruch. Ich erſticke in dieſer Luft — laß mich doch wieder fort ... Da gab ſie mir die Maske übers Geſicht. Während ich einſchlief, ſagte ich immer: Adjö, Schweſter Pia — Adjö — Adjö ...

Ich kam in meinem Bett auf und dann ging es mir ſehr ſchlecht. Erſt nach drei Tagen konnte ich wieder reden und Eis eſſen und wußte überhaupt wieder etwas von mir. Nur bewegen konnte ich mich nicht. Mein Körper lag in Verbänden und von dem ſtarken Blutverluſt war ich ſehr geſchwächt. Schweſter Pia war bei mir. Sie pflegte mich ganz allein. Sie war ſo gut zu mir und hatte mich ſo lieb, daß ich alle meine Schmerzen vergaß und auch vergaß, daß ich nur ein zuſammengeſtückeltes Kind war. In der Nacht faltete ich die Hände und betete: Lieber Gott, du kennſt die Wege, die du uns ſchickſt. Hier liege ich in der Fremde und bin ſchwer krank. Ich werde

ſterben und werde niemals meine Eltern und Geſchwiſter wiederſehen. O, was wird noch alles mit mir verlaſſenem Kinde geſchehen, und wie werde ich leiden. Aber ich will alles geduldig tragen.

Und ein andermal betete ich: Du lieber Gott im Himmel. Es iſt Nacht; ich liege in dem großen Krankenſaal und muß ſehr große Schmerzen leiden. Gleich wird die Tür aufgehen und Schweſter Eudoxia wird kommen; ſie wird mir einen friſchen Verband geben und wird mir ſehr weh tun — aber noch ſchlimmer wird es ſein, wenn ſie ſagt: Rutſch' weiter hinauf. Ich kann mich ja nicht bewegen und kann auch nicht hinaufrutſchen und doch verlangt ſie es von mir. Lieber Gott, gib doch, daß Schweſter Pia kommt zur Nachtwache.

Und es kam Schweſter Pia. Sie ſetzte ſich an mein Bett, legte mir ihre Hand auf die Stirn und ſagte zu mir: Wie gerne möchte ich die Schmerzen für dich tragen; wenn das möglich wäre. Ich fragte: Wo iſt Klara Benedikt?

Da erzählte mir Schweſter Pia, daß Klara Benedikt geſtern an Herzſchlag geſtorben ſei. Seit geſtern abend ſei ſie in der Totenhalle. Es kam oft vor, daß Kinder ſtarben — plötzlich in der Nacht. Nun war auch Klara Benedikt in der „ſchwarzen Halle". Meine Freundin, die nachts immer leiſe mit mir geplaudert hatte und Witze erzählte und Dummheiten über Dummheiten gemacht hatte, lag in der „ſchwarzen Halle". In meinem Nachtkäſtchen lag ihr Poeſiealbum. Ich nahm es und ſchlug es auf und wir laſen zuſammen darin, Schweſter Pia und ich. Auf der erſten Seite hatte Klaras Vater geſchrieben: Sei edel,

hilfreich und gut. Dann ihre Mutter, ihre Lehrer, Vettern und Couſinen, ihre Bekannten und Freunde. Ein Gedicht in italieniſcher Sprache von der Schweſter Oberin, eines vom Herrn Primarius. Alle hatten Klara Benedikt lieb gehabt. Auf einem Blatt war eine Federzeichnung mit Verſen. Schweſter Pia las ſie mir vor:

... Schwalbe, liebe Schwalbe!
Warum bauſt du ein Neſt?
Weißt du auch, ob der Liebſte dein
Dich liebet treu und feſt?

Schweſter Pia las die Verſe ein zweites Mal, ſtill für ſich, während ich mit ihrer Hand auf meiner Wange einſchlief.

*

Einmal fragte ich Johanna: Wie hat dieſe Schweſter Pia ausgeſehen?

Da ſagte Johanna: Sie hatte ein ganz weißes Geſicht und war erſt zweiundzwanzig Jahre alt. Sie war ſehr ſchön. Die anderen Schweſtern wollten ſie nicht und die Kinder weinten, weil ſie nicht immer bei ihnen war. Mir ſagte ſie alles. Wenn ſie traurig war, kam ich leiſe, daß ſie mich nicht hörte, zu ihr und fragte: Schweſter Pia, was haſt du? Ich allein durfte ihr du ſagen, wenn niemand es hörte. Sie ſagte: Ach, dazu biſt du noch zu klein, du kannſt es nicht verſtehen.

Ich antwortete: O Schweſter Pia, ich kann alles verſtehen!

Da ſagte ſie: Aber ich ſchwöre, daß du eines nicht verſtehen kannſt.

Was iſt das, Schweſter Pia?

Das iſt die Liebe.

Da war ich freilich dumm; dumm und unwiſſend. Aber ich bat ſie doch, mir zu erzählen, und da erzählte ſie mir. Sie habe einen jungen Seminariſten ſehr lieb gehabt. Sie war ſiebzehn Jahre alt und ging in die Kloſterſchule, war Novize. Abends hat er mir ein Zeichen gegeben und des Nachts kam er über die Mauer geklettert. Darauf kam ich in den Garten hinunter. Unter einem Pfeiler ſind wir geſtanden, von Bäumen verdeckt. Aber es war Herbſt, die Bäume und Sträucher waren kahl und wir fürchteten, von der Pförtnerin entdeckt zu werden. Wir hielten uns umarmt und zitterten. Er war neunzehn Jahre alt und ſollte Prieſter werden.

Brich dein Gelübde, bat er mich, ſo wie ich das meine breche. Verlaſſe das Kloſter und werde mein; ich kann nicht Mönch werden, ſeit ich dich geſehen.

So trafen wir uns jede Nacht und einmal hatten wir verabredet, zu fliehen. Alles war vorbereitet; er brachte mir Knabenkleider. Als ich mich auf dem finſteren Wandelgang ankleidete, kam die alte Äbtiſſin, leuchtete mir mit einer Laterne ins Geſicht und ſchrie, und gleich waren alle Schweſtern da mit der Oberin und ſogar die Novizen. In den langen, weißen Nachtgewändern ſtanden ſie um mich. Ich ſah ſie an und lachte wie wahnſinnig und mit ausgeſtreckten Armen ſtand ich da. Die Schweſter Oberin trat ganz nahe auf mich zu und ſagte mit erhobener Stimme, während ſie alle anblickte: Die Schweſter Novize Pia Karolina hat vier Wochen Zimmergefängnis — von da ab ſchweren Dienſt mit ſtrenger Bewachung bei Tag und Nacht. Schweſter Novize Pia, laß die Arme ſinken.

Dann knieten alle nieder und beteten für meine verirrte Seele.

Ich fragte Johanna: Und was iſt aus ihm geworden?

Er iſt damals zurück über die Mauer. Schweſter Pia hat in niemals wieder geſehen. Sie wurde bald darauf verſetzt ins Hoſpiz zum Krankenpflegedienſt.

Sie ſagte oft zu mir: O — ich kann nicht, ich kann nicht ruhig werden. In der Kirche, wenn ſie beten, iſt keine Andacht in mir. Ich halte mein Gebetbuch aufgeſchlagen und ich ſehe hinein und bewege die Lippen, aber ich bete nicht. — Dann drückte ſie mich an ſich mit ihrer jungen Kraft, daß ſie mir wehe tat, und küßte mich. Sie flüſterte mir einen Vers ins Ohr. Du, ſagte ſie, das hat er mir einmal geſchrieben, als er über die Mauer kam:

Seh' ich nicht mehr dein Auge blau,
Dann iſt es für mich Nacht.
Die Welt erſcheint mir düſter, grau,
Kein Sternlein mir dann lacht.

O, laß mir deinen lieben Blick
In dieſem Erdental,
Du biſt mein allergrößtes Glück,
Vielleicht zum letzten Mal.

Ich umarmte Johanna, es war eine dunkle, unbeſtimmte Freude in mir.

Johanna, rief ich, das iſt ja ſchöner als ein Märchen, das von Schweſter Pia. O, erzähle mir noch mehr von ihr; ich liebe ſie; ich liebe ſie.

Johanna war glücklich, daß ſie von Schweſter Pia erzählen durfte.

Und ſie erzählte, wie ſie miteinander Äpfel aßen und beide von demſelben Apfel abbiſſen und wie ſie miteinander plauderten und ſpielten und vor den anderen fremd taten — oftmals ſagte ſie, wenn die anderen ſie hörten: Johanna, du haſt heute dein Bett ſchlecht gemacht, dafür mußt du eine Strafe bekommen. Und die Strafe war, daß Johanna Bonbons bekam und ſüße Mandarinen. In der Frühe aber, wenn alle im Waſchraum waren, kam ſie und machte Johannas Bett. Vor den anderen tat ſie, als wäre nichts, und Johanna ging herum mit dieſer heimlichen Liebe und war immer wie im ſüßen Traum ... Daher kam es auch, daß ſie glaubte, ſie wäre ganz geſund und es nicht recht merkte, wie ſie immer kleiner wurde und ihr Kopf immer ſchiefer und ihre Glieder immer ſteifer und kälter.

Manchmal auf dem Nachhauſeweg zog ſie mich plötzlich am Arme: Ich habe heute in der Schule nicht aufgepaßt, ich dachte an dort. Wäre ich doch immer dort geblieben. Hier fürchte ich mich, wenn ich die anderen Menſchen ſehe, die groß und aufrecht ſind. Aber dort war es ſchön unter den Leidenden und Kranken. Schweſter Pia ſagte oft: Geh nicht zurück in dieſes grauſame Leben; bleibe bei uns im Hoſpiz auf dieſer ſchönen, ſtillen Inſel, hieher gehörſt du.

Da fragte ich ſie: Und du, Schweſter Pia, wirſt immer hier bleiben?

Nein, ich warte. Einmal muß er kommen, dann gehe

ich mit ihm und dann ſoll mich kein Gott und kein Teufel halten.

Ich ſagte: Aber, Schweſter Pia, du haſt ja deine Haare abgeſchnitten.

Sie aber wurde ganz unruhig, verſtört, warf die Arme in die Luft und keuchte, weil ſie nicht ſchreien durfte. Ja, ja, ja, einmal kommt er ...

*

So lebte Johanna dahin in den fortwährenden Erinnerungen, die an die Stelle der Märchen getreten waren.

Wenn ſie über ihre Schularbeiten gebeugt ſaß, ſagte ſie plötzlich zu mir: Sieh, der Mond ſcheint ins Zimmer. Wenn bei uns der Mond ſchien, ſchwamm der Park in blauem und violettem Licht, der Raſen war weiß und der Springbrunnen ſang. In ſtürmiſchen Nächten konnte man das Meer hören, wie es rauſchte ... oben im Krankenſaal war Licht — Schweſter Pia hielt die Nachtwache — durch eine Reihe weißlackierter Kinderbetten ſchritt ſie.

Vom Turnen, Zeichnen, Singen und Handarbeiten war Johanna frei. Sie hörte und ſah ſchlecht.

Eines Nachts ſetzte ſie ſich im Bette auf und ſagte: O, wie ich langſam dahinſterben muß, und muß es trotzdem fühlen, wie ſchön die Welt iſt. Du wirſt einmal alles beſitzen, dieſes ganze Leben in deinen Händen halten — ich werde verſchwunden ſein.

*

Wenn die Tage kürzer wurden, und grauer, dunſtiger Regen fiel, der Wind einem roh ins Geſicht ſchlug; wenn

man an den Händen und an den Ohren fror; an den Straßenecken die Kaſtanienbrater hockten, mit ihren kleinen Laternen und feurigen Öfen, wie Gnomen, dann machte der Herbſt ſein böſeſtes Geſicht und ſchrie den letzten Spaziergängern zu: Nun iſt's genug! jetzt wird es ernſt. Marſch mit euch hinein, hinter den warmen Ofen; das Märchen klopft an die Tür.

Immer war in mir die grauſige Angſt vor Johannas Krankheit. Oftmals dachte ich: Wie angenehm, eine Schweſter zu haben, die wie Johanna war. Man iſt nicht mehr allein. Der Tag freut einen und der Abend; die Blätterranken, die man zeichnet, die Schattenbilder, die man ausſchneidet, man hält ſie gegen das Licht und ſagt: Schau, Johanna. Und Johanna ſagt: Jetzt werde ich es verſuchen; und man ſieht ihr zu, wie ſie es macht ... Und immer iſt jemand da, der Zeit für einen hat, man fühlt das Naheſein eines Herzens und iſt nicht mehr allein und verlaſſen und braucht nicht mehr mit ſich ſelbſt zu ſprechen ...

Mein Bruder Alexander ging an uns vorbei, ohne Freundlichkeit. Er hatte viel Herrſchſucht und Gewaltſamkeit in ſich. Er hatte oft Streit mit ſeinen Kameraden. Wenn jemand ihm etwas tat, raufte er ſogleich mit ihm, auch wenn der andere ſtärker war; er nannte das: ſeine Ehre. Nie weinte er, konnte aber, wenn er zurechtgewieſen wurde, hart und nachträgeriſch ſein, tagelang kein Wort ſprechen. Er hatte keinen glücklichen Charakter. Man mußte immer zu ihm kommen, daß er wieder gut ſei und dann ließ er ſich noch bitten. Aber er ſah immer ſo nett aus mit den ſtets ſauberen weißen Händen, dem an-

mutigen Knabenkopf, in der verblichenen Samtbluſe, vom weißen Kragen belebt.

Wenn ich mit Johanna zur Schule ging, ging er weit weg von uns. Und es wäre doch ſo lieb von ihm geweſen, wenn er Johanna zur Seite geſtanden wäre, um ſie auf dem Schulweg zu beſchützen.

Ich hatte immer große Mühe, auf Johanna achtzugeben, daß die wilden Kinder ſie nicht umrannten, daß ſie keinen Schneeball erwiſchte oder ſonſt etwas. Aber einmal kam doch das Schreckliche. Ich ging wie blind neben ihr her, als ein robuſter Bube auf uns zulief und Johanna umwarf. Eine ganze Schar, die ihm zuſah, brach bei dem Anblick in ein tolles Lachen aus. Ich ſah Johanna auf dem Boden liegen und ſtöhnen und aus einer Kopfwunde bluten. Da warf ich mich zu ihr auf die Erde und konnte mich vor Schmerz nicht erheben, es wäre mir am liebſten geweſen, man hätte mich zertreten. Meine arme Johanna. Der Schuldiener kam und brachte eine Bahre, man trug ſie nach Hauſe.

Die nächſten Tage ging ich wie irr herum. Ich konnte dieſes Entſetzliche nicht verſtehen. Immer wieder malte ich mir aus: Hier ſind wir gegangen und waren froh — und ſprachen miteinander, hier war noch nichts — hier auch nichts — da begann ich wegzuſchauen, mich umzudrehen und da kam der Bube ſchon hergelaufen — an dieſer Stelle war es — da floß ihr Blut. —

Ich war niedergeſchmettert.

Nach ein paar Tagen konnte Johanna aufſtehen.

Zur Schule ging ſie nicht wieder.

Am Fenſter ſaß ſie, oder beim Ofen in einem alten Lehn-

ſtuhl, den man für ſie von der Bodenkammer herabgeholt hatte. An kühlen Tagen war ſie in Decken eingehüllt. Sie las Tauſend und eine Nacht und Maria Stuart. In einem alten Reiſekoffer, den mein Vater noch aus ſeiner Jugend hatte, hatte man zwei Bände aus „Schillers ſämtlichen Werken" gefunden: Die Räuber und Maria Stuart. Als man oben war, den Lehnſtuhl zu holen, hatte man die Bücher entdeckt und heruntergebracht; die las Johanna jetzt.

Nun werde ich immer da ſitzen, ſagte ſie.

Johanna war nicht mehr ſo lebhaft, ſie ſprach nicht mehr viel ſeit dem Unglücksfall und war wieder ganz verſunken und traumhaft ſtill. Beſonders während der Dämmerſtunden — darum ſpürte ich ihre Liebe doch nicht weniger und mein ganzes Herz und mein ganzes Leben waren ihr zugetan. O, ich möchte dich ſanft berühren, ich möchte dich liebkoſen, ich möchte weinen tagelang aus Trauer darüber, daß du dir wehgetan. Und immer ſahen wir uns an und ſprachen nichts — keiner konnte wiſſen, was der andere dachte.

So gingen die Tage hin. Es kam nichts Schönes, keine Freude, nichts.

Manchmal erwiſchte ich irgendwo ein Buch und verkroch mich damit; dann dachte ich: Wie froh bin ich! wie reich bin ich! Einmal las ich eine Erzählung aus dem Engliſchen, die mich ſeltſam ergriff. Ein Haus am Meere und zwei Schweſtern, die in einem Saal heranwuchſen, der geſchmückt war mit herrlichem geſchliffenen Glas und mit Porzellan. Immer blickten die Schweſtern hinaus auf die Schiffe im Hafen. Alles um ſie her war Einſamkeit. Das

grüne Meer und der weite blaue Himmel und nachts die Sterne. Plötzlich ſtarb der alte Vater, man nahm ihnen das Haus. Sie blieben arm zurück. Und eines Tages fahren ſie mit demſelben Schiffe fort, das ſie ſonſt immer vom Balkon ihres Hauſes geſehen und dem ſie zugewinkt hatten, in eine ferne, fremde Welt. Der Leuchtturmwächter aber ſpäht vergebens nach den beiden weißen Geſtalten aus, die nachts immer aneinandergeſchmiegt aufs Meer hinausblickten ... er findet ſie nicht mehr ...

So oder ähnlich war die Erzählung.

*

Einmal ſagte Johanna zu mir, als ich an ihrem Bette ſtand und kleine Zeichnungen betrachtete:

Kannſt du ſingen?

Ja — nein —

Weil ich dich noch nie habe ſingen hören; andere geſunde, frohe Mädchen ſingen. Warum du nicht?

O, ich ſinge ſchon manchmal, aber nicht laut. Ich ſpürte, wie ich rot wurde; hieß das: ich war geſund und froh, während ſie krank war?

Du ſingſt alſo doch?

Ja, aber nur leiſe für mich, daß es niemand hört, mit geſchloſſenem Munde. Ich ſumme, wie an Sommertagen die Bienen.

Auch ſummen habe ich dich niemals gehört.

Natürlich, das geſchieht auch nur auf der Gaſſe, wenn Wagen fahren und ein Lärm iſt und die Leute durcheinander eilen, durcheinander ſprechen, dann ſinge ich ...

nur leiſe — ich erſchrecke, wenn mein Mund in der Stille laut wird.

Johanna ſagte: Ich will dir etwas vorſagen, das ſo ſchön iſt wie auf der ganzen Welt nichts.

Ihr ſchiefes, müdes Köpfchen lag in den Kiſſen ruhig und geborgen, während ſie es vor ſich hinſprach:

Leiſe zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.

Ja, das war ſchön.

Wußteſt du, daß es ein ſo ſchönes Lied gibt?

Nein — aber nun werde ich es immer herſagen im Lärm der Straße und auch in der Stille.

Und wirſt nicht mehr bange ſein vor deiner eigenen Stimme?

Nein, jetzt nicht mehr.

*

Der böſe, eiſigkalte November war da. Die Straßen hatten noch nicht die weiße Schneeruhe. Es wehte ein roher, gewaltſamer Wind, führte tolle Wirbeltänze auf um ſchmutzige Kehrichtreſte, Staub und Ruß und trug die Krankheiten in die Häuſer.

Seit zwei Tagen litt Johanna an Huſten und Bruſtſtechen.

Am Morgen hatte der Arzt ein ernſtes Geſicht gemacht. Man könne nicht wiſſen, was da kommen werde.

Vater und Mutter hielten die beiden Hände des Arztes und riefen mit ſchmerzverzogenen Geſichtern: Herr Doktor! Herr Doktor! unſer teures Kind!

Der Arzt meinte: Ja, man muß abwarten; ich glaube, daß es eine Lungenentzündung wird. Dann freilich müſſen Sie ſich auf das Ärgſte gefaßt machen. Liebe Frau — danken Sie Gott ...

Meiner Mutter Augen hingen an dem Munde des Arztes. Was ſagte er? unmöglich war es, das zu verſtehen. Gott danken? wofür? Johanna war doch nicht gefährlich krank? Ah — die Augen meiner Mutter wurden rund und groß — groß und ſtaunend und ſtarr und dann ganz hellſichtig. Ja, ſie wußte. Auf einmal wußte ſie ...

Vater ſtand abgewandt.

*

In der Schule begann jetzt für mich ein feines Leben. Durch Johannas lange Krankheit wurde ich allen intereſſant. Wie geht's? Wie geht es ihr? Kommt der Doktor zu euch? Iſt es wahr, ſie muß ſterben?

Fortwährend wurde ich gefragt und mußte antworten. Oft ſtand ich in einem Kreis von Mädchen. Dann kam die Lehrerin und der Herr Oberlehrer und hörten zu, was ich von Johannas Krankenbett erzählte.

Das brachte eine eigentümliche Freude und neue Luſt in mein Leben. Ich wurde froh, wenn ich reden konnte und die anderen mir zuhörten. Sie beachteten mich; früher hatten ſie mich nicht beachtet. Niemand hatte mit mir geſprochen, oder wollte gern mit mir gehen, weil ich

ſchüchtern und ſo ſtill und traurig war, keine ſchönen Kleider hatte, keine färbigen Haarbänder, auch im Unterricht nicht gut vorwärts kam.

Wohl waren einige, die auch ſtill waren und garſtig angezogen und ſogar noch ſchlechtere Schülerinnen als ich, und eines Tages kamen ſie mit einer großen gelben Schleife im Haar, man ſah ſie öfter als ſonſt an, eine kam und plauderte, es kam die zweite und die dritte, es wurde gekichert und geklatſcht und plötzlich war ſie obenauf und alles drehte ſich um das eine Mädchen mit der grellgelben Schleife und das blieb ſo, bis ein neuer Liebling kam, aus irgendwelchem Grunde, vielleicht weil der Lehrer ſie angelächelt hatte, gerade ſie. Eine andere wieder konnte ſo zärtlich weinen und der Lehrer ſagte: Nimm doch die Hände vom Geſicht; und er nahm ihr ſelbſt die Hände fort und hob ihren Kopf langſam zu ſich auf und er ſagte: Jetzt weg die Tränen — und alle liebten dieſes Mädchen auf einmal.

Nun liebten ſie mich und ich war ſo unerhört glücklich darüber, daß ich den Morgen kaum erwarten konnte, um zur Schule zu gehen; dort war ich jetzt am liebſten.

Nach dem Unterricht rief mich die Lehrerin zu ſich und ſagte mir etwas. Alle ſahen auf mich. Ich war ihnen geheimnisvoll. Unten ſollte ich warten, hatte ſie mir geſagt. Ich wartete, und vor den Augen aller Mädchen ging ich mit unſerer Lehrerin. Sie faßte nach meiner Hand. O, und alle ſahen es. Daß ich da ging mit unſerer Lehrerin, ſo vertraut. In die Konditorei gingen wir. Die Lehrerin kaufte ein großes Glas Aprikoſeneingemachtes, das ſollte ich für Johanna nach Hauſe tragen und ſie herzlich grüßen.

Es war merkwürdig, daß dieſes Gefühl des Stolzes

und der Freude, das in dieſen Tagen in meiner Bruſt war, mich ſogleich verließ, ſobald ich unſere Gaſſe betrat, und wenn ich zum Hauſe kam, war es ganz und gar verſchwunden — nur die Sehnſucht nach dem nächſten Tag blieb.

Ich dachte: Jetzt kommt das andere; die Krankheit, der Schmerz, die Bangigkeit, meine zärtliche, mitleidige Liebe zu Johanna — aber morgen iſt wieder ein feines Leben in der Schule.

Schon im Hausflur verdüſterte ſich meine Seele.

Die bläulich geweißten Wände, welche überdies ſchmutzig waren, die engen Spiraltreppen, die finſteren Gänge, die ſich noch durch das Schuhwerk ſo furchtbar kalt anfühlten; die Fenſter, die in den Lichthof gingen und in den Vorhof des nächſten Hauſes; die Öllämpchen, die nicht leuchteten, nur glimmten, der troſtlos eiſigkalte Kellerhauch, der im Stiegenhauſe lag, und ein Geruch von verdorbenem Fett, ſchmutzigen, dunſtigen Kleidern, ein ſchrilles Getön von Kindergeheul und rohen Scheltworten, dumpfe Schläge von Männerfäuſten und das erſterbende Gewinſel eines alten, räudigen Hundes — dies alles getaucht in eine Flut von Dunkelheit und moderiger Kühle.

Tür an Tür niſteten Menſchen. Die Stuben waren wie die Gänge ſchwach erleuchtet — da lebten Menſchen mit ihren Sorgen, wurden alt, wurden krank, ſtarben, wurden geboren, Söhne wuchſen heran, Töchter ...

In dieſem Hauſe war Johannas Krankenſtube.

*

Mit zunehmender Dämmerung begann es kalt zu werden. In der einen Hand hatte ich meine Büchermappe, in

der andern das Glas mit den Früchten. Meine bloßen Hände waren rot und steif. Ich hatte fast geweint, so weh tat mir die Kälte. Dann aber dachte ich: morgen in der Schule, da werden sie mich umstehen, werden fragen: wo warst du gestern mit der Lehrerin? Wir sahen dir nach, wie du mit ihr gingst. Was habt ihr gesprochen?

Und ich werde sagen: Ach, in der Konditorei waren wir; das kommt schon manchmal vor, daß wir dort hingehen — und ich machte einen Luftsprung vor Freude und Erwartung — auf den morgigen Tag!

Und Johanna? Es wird ihr schmecken, wenn sie so etwas Gutes bekommt. Vielleicht gibt sie mir auch ein Löffelchen davon. Oder sie schläft einmal gerade recht tief, da nehm' ich schnell das Glas und koste ein wenig, den ganzen Mund voll; sicher kam ich einmal dazu. Wie schön grün und rosa diese dicke Süßigkeit da drinnen lag in dem Glas. Wie lange konnte Johanna damit auskommen? Vielleicht vier oder fünf Tage — und morgen war gewiß schon der Tag, an dem sie schlief, in den Nachmittagstunden ...

Wie ich in den Hausflur kam, waren alle meine frohen Gedanken dahin. Das Haus nahm mir die Wärme aus dem Herzen und das Licht aus den Augen.

Bei Johanna war gerade der Arzt. Ich hörte, wie er sagte: ... sollte es schlimmer werden, dann rufen Sie mich, aber noch vor zehn Uhr.

Meines Vaters gebeugte Gestalt sah dem Arzt nach. Mit irren Worten rief er etwas.

Meine Mutter saß beim Brüderchen. Er war heute unruhig.

Ich rief laut in überſtrömender Freude: Seht einmal, was die Lehrerin Johanna ſchickt!

Mutter ſagte: Das iſt ſchön, nur leider iſt Johanna ſehr krank.

Ich ging an Johannas Bett. Sie mußte heftiges Fieber haben; jetzt war ihr eben kalt. Ihr Atem war ſchwer und röchelnd. Ihr Geſicht war verzerrt. Manchmal warf es ſie wild hin und her und es kamen Angſtſchreie aus ihrem Munde.

Mutter eilte an ihr Bett. Was willſt du, mein liebes Kind?

Mütterchen, mir iſt ſo kalt.

Mutter nahm alle Decken und Tücher, ſo daß Johannas winzige Geſtalt darin verſchwand wie ein Punkt.

Dumpf tönte es heraus: — Mutter, wie kalt.

Dann kam die Hitze. Mutter mußte alle Decken fortnehmen. Im Bettlaken lag Johanna und in ihren Adern ſah man das Blut kochen.

Das Brüderchen weinte, ich lief hin, um es zu beruhigen; doch es hörte nicht auf. Das Brüderchen war eigenſinnig und wollte nicht einſchlafen, ehe man ihm „ſein Lied" ſang. Er war an zwei Lieder gewöhnt; wenn das eine nichts nützte, das zweite nützte beſtimmt.

Vom Bett her kam Johannas flehende Stimme: . . . ich verbrenne . . .

Mutter legte kalte Tücher auf Johannas Stirne.

Mein liebes Kind — mein teures . . .

Vater ſang das Brüderchen in Schlaf:

... Straßburg, o Straßburg,
Du wunderſchöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So manniger Soldat ...

Das Brüderchen wollte nicht einſchlafen.

... Der Vater und Mutter
So ſchwer verlaſſen hat.

Das Brüderchen weinte heftiger. Vater nahm es auf den Arm, bettete es an ſeiner Schulter; da war es ruhig; auch Johanna lag ſtill in den kalten Tüchern.

Dieſe kleine, allertiefſte Stille benützte Mutter, ging ans Fenſter, blickte mit gefalteten Händen zum Himmel hinauf. Ich hörte ihre fahlen Lippen kein Gebet ſprechen, nur die Worte: Gott — lieber Gott! Du gütiger Vater!

Da kam das Röcheln vom Bett her: Kalt — wie kalt. Und Mutter mußte alle Decken über Johanna breiten.

Das Brüderchen, das im Lärm nicht ſchlafen konnte, ſchrie.

Ich ſagte heimlich: Böſes, kleines Brüderchen, wenn du wüßteſt! Doch du biſt noch ſo dumm, haſt keinen Verſtand. Was weißt du! Siehſt nicht die bittere Not.

Vater ſang leiſe das zweite Lied und ſchlummerte ſelbſt darüber ein.

*

Mein Bruder Alexander und ich waren zu Bett gegangen. Mit wachen Augen lag ich und ſah die Wand an. Bei jedem Seufzer Johannas zuckte mein Herz.

*

Durch eine unſichtbare Türe mußte ein Gaſt eingetreten ſein; mit dem führte Johanna jetzt heimliche Zwieſprache ...

... Warum? was ... ich ſoll doch endlich zu dir kommen ... nein ... durchaus nicht ... ich will nicht ... ah ... wie gut das iſt ... Wie dieſer heiße Sommertag meine Stirne quält ... ich bin ein kleines Mädchen ... natürlich bin ich nur ein — Mutter ... liebſte Mama ...

— Mutter ſtand an Johannas Bett, neigte ſich zu ihr, ſah ihre Kämpfe, hielt die Hand wie zur Abwehr ...

Ich bin bei dir, mein teures Kind, weißt du es?

Ja — ja — alles glänzt — alles glänzt — Millionen Augen. Du biſt ein Glanzpapier — eine vergoldete Nuß auf dem Weihnachtsbaum — oder ein Goldfiſchlein in einem Teich biſt du.

Sie fiel in einen eigentümlichen Singſang.

Mutter weckte Vater. Er ſchüttelte den Kopf; er konnte ſich nicht ſogleich beſinnen. Dann kam die Erinnerung. Er ging eilig fort, um den Arzt zu rufen. Johanna lag ohne Ruhe. Es war ein Lärm im Zimmer vom raſſelnden Atem und Wirrſprechen.

Immer wieder ging meine Mutter zwei Schritte vom Bett ans Fenſter und ſah zum Himmel hinauf.

Ich fragte: Mutter, ſuchſt du den lieben Gott? Dann fielen mir die Augen zu.

Am nächſten Morgen trank Johanna ein Gläschen Milch. Sie trank gierig, lächelte und legte ſich angenehm zur Ruhe.

Eine Freude ging durch unſere Herzen.

Mutter legte mir die Hand auf die Schulter: Du bleibſt

heute zu Hauſe, damit wir alle bei ihr ſind. O, da war ich froh.

Johannas Hand, die nur mehr das Skelett einer Hand war, lag in der meinen. Es erfüllte mich mit Grauen und mit Glück. Wir ſprachen kaum ein Wort. Sie ſchlief ein paar Stunden; ich wachte an ihrem Bett.

Mutter mußte in die Fabrik, um noch raſch etwas zu verdienen.

Draußen lagen die Novembernebel, die endloſen, grauen, kalten Nebel.

Um drei Uhr nachmittag war es Abend. Die Lampe brannte, im Ofen war ein kleines Feuer. Ein ſchaler Geruch von Arzneien war im Zimmer.

An den Wänden entlang huſchte der Schatten eines fremden Eindringlings. In kaltem Grauen ging ich umher, in Furcht und in ſeliger Freude, wenn Johanna lächelte, ſich im Bett aufſetzte, etwas ſagte, mich um etwas bat. Es gab Minuten, wo ſie ganz munter war, dann jubelte mein Herz: ſie wird geſund werden! Wir wollen immer gute Schweſtern ſein. Nie eine die andere verlaſſen. Und bleibt ſie auch klein und ſchwach, wie will ich ſie lieb haben!

So kämpfte ich um Johanna.

Und wenn die Hoffnung ſchwand, wenn das letzte Lächeln des Lebens von Johannas Munde glitt, der Schatten an den Wänden deutlicher vorbeiging, dann kam auch über mich Mattigkeit.

So kämpfte ich.

Wir alle ſtanden an ihrem Bette, hatten den ganzen Tag kaum etwas gegeſſen. Das Fieber brauſte heran.

Wir alle ſaßen und hörten ihre kleinen wunderſamen Geſchichten. Es war immer das Meer und Schweſter Pia. Kleine Märchen wie ein allerzarteſtes Lied, wie der Geſang eines kleinen Vögleins am Abend, ehe es ſich zur Ruhe ins Neſt legt.

Johanna — kleines müdes Vöglein.

Es kam die Nacht.

Wir lagen in den Betten. Vater und Mutter wachten bei Johanna.

Johanna hatte gräßliche Atemnot.

Die Fenſter auf! bat ſie mit den Augen.

Es war eine Qual, ihr zuzuſehen, wie ſie die Luft pumpte, wie in ihren Augen das Wiſſen lag.

Und wieder ſchlief ich ein.

Mitten in der Nacht weckte mich ein leiſes Geſpräch. Ich war im Halbſchlaf. An der Wand lehnte Mutters ſchlummernde Geſtalt. Die Lampe war heruntergebrannt. Ich hörte eine leiſe, verdorrte, unwirkliche Stimme. Mit klappernden Zähnen und zitternden Gliedern lag ich unter meiner Decke.

Jemand redete: ... was willſt ... du? ... fort ... ſoll ich? nein ... nein ... ich geh' ... nicht ... mit dir ... wohin führſt du ... mich? ... Was willſt ... du? Vater ... Mutter ... ſieh, oh ... ſieh ... ſchwarz ... mit ... ihm ... ſoll ... ich ... gehen? Laß mich ... nur noch kurze Zeit ... laß mich hier ... Mama, laß mich nicht fortnehmen, o meine gute Mutter ...

Das leiſe Reden blieb über eine Stunde.

Vater fragte: Wer iſt es, mein Kind? Wer?

Da bekam Vater keine Antwort.

Nachdem es eine Weile still war, schlief ich ein.

Ein fahler Frühschein weckte mich.

Vor Johannas Bett brannte ein Nachtlicht. Vater und Mutter saßen angekleidet am Tisch. Mutters Haupt lag auf dem Tische. Vater blickte ins Leere. Ich stand auf. Alexander und das Brüderchen schliefen. Ich war noch müde. Der Schlaf lag mir über den Augen. Langsam ging ich an Johannas Bett. Ich sah sie nicht. Da hob ich die Decke ein wenig hoch. Ein gelbes, kleines, wächsernes Antlitz mit geschlossenen Augen lag vor mir. Ich faßte nach der Hand; die Hand fiel wie ein Stock zurück. Da packte mich ein Entsetzen, ich rannte fort, warf mich in wilder Verzweiflung zu Boden und schrie. Man mußte mich mit Wasser benetzen, damit ich zu mir kam.

Mutter schleppte sich mühsam im Zimmer umher; es war ein Wunder, daß sie nicht zusammenbrach.

Sie gab uns das Frühstück und schickte uns ins Freie.

Vater saß immer auf demselben Platz mit verwirrtem Blick, sah ins Leere und immer wieder auf das Bett, wo unter der Decke ein Körper und ein Gesicht sich abzeichneten. Von Zeit zu Zeit schluchzte er laut auf.

Mutter schickte uns auf die Straße, wir sollten ein wenig ins Freie — es war eine schlechte Luft im Zimmer — eine Verwesungsluft ...

Ich sagte: Mama, Johanna liegt ja da. Mutter weinte laut, sie schrie — und rief Johannas Namen.

Da gingen wir rasch fort, ins Freie. Es war zu schrecklich. Wir hatten etwas durchgemacht in den letzten Stunden; wir beiden Kinder. Und wir hatten die Nacht im

ſelben Zimmer mit einer Leiche geſchlafen. Die Lebenden bei der Toten.

In der Nähe unſeres Haustores ſtanden zwei Mädchen aus unſerer Klaſſe. Die eine lief, als ſie mich ſah, davon. Die andere war die rote Margit Rücker, ein Mädel von ſchlechtem Ruf, mit großen, fieberhaft neugierigen Augen, einem zartflaumigen, weißen Geſicht und einer unruhigen Geſtalt. Sie war die Größte und die Schlimmſte in der Klaſſe. Es gab Geſchichten über ſie, trotz ihrer Jugend.

Jetzt kam ſie mir entgegengeſprungen: Begleite mich ein Stück.

Ich ließ ſogleich meinen Bruder ſtehen, hängte mich in Margit Rücker ein und begleitete ſie ein Stück Weges. Wir kamen ins Plaudern. Sie wußte ſo viel. Ihre ältere Schweſter war verlobt und faſt täglich ging ſie mit ihrem Bräutigam ſpazieren und ins Theater und zu ihnen kamen Sonntags immer junge Leute, Mädchen und Burſchen und dann war es ein herrliches Leben. Ich fragte: Könnte ich nicht nächſten Sonntag zu euch kommen? bloß zuſchauen, ich gehe gleich wieder.

Margit ſagte: Ich weiß nicht, ob meine Mutter es erlaubt; ich werde ſie fragen. Und ſie erzählte mir noch viel von dem Treiben Sonntags, wenn ſie Gäſte hatten.

Ich hörte ihr zu und fand es wieder ſehr angenehm, mit einer Freundin Arm in Arm zu gehen und einander alles mögliche zu erzählen. So viel Neues hatte ich wieder gehört. Wenn ich doch zu Margit kommen durfte, nur zuhören; wenn doch ihre Mutter es erlaubte! Ich ſpürte kaum, wie der Sturm mich zauſte und mein Kleid

trieb; wie es endlich anfing zu regnen und kalte Tropfen mir aufs Haar fielen. Fest an Margits Arm geschmiegt ging ich gegen den Wind. O, bitte deine Mutter, daß sie es erlaubt! stammelte ich beharrlich. Immer wieder das eine, als hätte mein ganzes Glück darin bestanden.

Vor der Auslage eines Zuckerbäckerladens blieben wir stehen. Weiße Nikolos mit langen Bischofsbärten, schreckliche Krampusse mit roten Zungen und Ruten. Das alles war recht hübsch und rotflammend. Wir standen und schauten es uns an.

Kommt zu euch der Nikolo? fragte mich Margit.

Ich erblickte im Auslagefenster Früchteneingesottenes und mußte an unsere Flasche daheim denken, die mir die Lehrerin gegeben hatte. Nun würde ich alles bekommen. Plötzlich war es mir, wie ein Stich ins Herz. Ich dachte an das Bett, wo Johanna unter einer Decke lag, still und kalt; und daß ich sie für immer verloren hatte.

Komm, es gibt noch mehr Schaufenster!

Nein, sagte ich und riß mich los. Laß mich, ich muß nach Hause.

Bleib doch, komm noch ein Stück mit mir.

Nein, nein; adieu.

Und ich lief von Margit fort.

Sie rief mich und kam mir nachgesprungen: Wie geht es deiner kranken Schwester?

Sie ist tot.

Wo liegt sie?

Zu Hause.

Ich komme heute nachmittag, sie anschauen.

...In der Gasse spazierte mein Bruder mit zwei

Kameraden. Als ich vorüberkam, ſah er zur Seite. Er zeigte auf mich, als ich ins Haustor trat. Das iſt ſie — meine andere Schweſter, hörte ich ihn ſagen.

Mutter lag vor Johannas Bett.

In den erſten Nachmittagsſtunden kam Onkel Lujo mit ſeiner Frau und ſeiner älteſten Tochter Iſabella.

Sie tröſteten meine Eltern. Die Tante verdrehte in ihrem rotverſchwollenen Geſicht die Augen und wiſperte meiner Mutter ins Ohr: Der liebe Gott weiß, was er tut; er braucht einen Engel, da nahm er Johanna zu ſich. Sie weinte heftig in ihre große, ſchwarze Schürze, in deren unrechte Seite ſie ſich ſchneuzte. Sie ſtreichelte mein Haar und nannte mich ein armes, liebes Kind. Meine Schweſter wäre nun im Himmel... Mir war die Tante ſehr zuwider mit ihrem Geſchwätz.

Die kleine, hübſche Iſabella ſtand in einer Ecke und kaute an ihren Fingernägeln. Wie es gar kein Ende nehmen wollte, und ſie immer ſo daſtand und kaute, ſtatt ein Wort zu ſprechen, fragte ich ſie: Schmeckt dir der Finger gut?

Sie errötete, ſah mich hochmütig an und ließ die Hand ſinken.

Mein Bruder trat zwiſchen uns: Das geht dich gar nichts an, du machſt noch viel ärgere Sachen als Nägel kauen.

Ich fragte ihn erzürnt: Was mach' ich denn für Sachen?

Er antwortete und ſah dabei Iſabella an: Haha, man läßt den Bruder ſtehen und hängt ſich an eine Freundin.

Ach ſo, ſagte ich und wandte mich ab.

Onkel Lujo, ſeine Frau und Iſabella gingen wieder nach Hauſe.

Nachbarinnen, die ich früher kaum geſehen, kamen zu uns.

Alle bedauerten meine Eltern und das arme Kind, das ſo viel gelitten hatte und nun gut aufgehoben ſei. Danken Sie unſerm Herrgott, ſagten alle; ſie war ohnehin nicht tauglich fürs Leben. Wie wäre es, wenn ſie ewig ein krankes Kind hätten?

Da ſchrie meine Mutter in wildem Schmerz auf: O nein — wenn ich ſie nur noch hätte! Gegen Abend brachten ſie den Sarg. Johanna bekam ein Armenbegräbnis.

Als die Männer dabei waren, Johanna aus dem Bett zu nehmen und in den Sarg zu legen, klopfte Margit Rücker an unſere Türe; ſie hatte eine Schar Mädchen mitgebracht. Margit, atemlos vor Neugierde, flüſterte: Laß mich ſie ſehen ... Und die andern drängten ſich hinter ihr nach.

Ich dachte an den Schmerz meiner Eltern und an meinen eigenen, verborgenen Kummer und ließ Margit nicht eintreten. Sie packte mich feſt am Arm: Ich darf doch? Du kannſt dafür Sonntag zu uns kommen. Sie drängte ſich ins Zimmer, die andern nach. Eben vernagelten die Männer den Sarg. Meine Mutter ſchrie laut.

Man trug Johanna die Treppe hinunter, wir gingen hinter dem Sarg. Unten wurde er auf den ſchwarzen Wagen geſchoben. Auf der Straße blieben die Leute ſtehen und ſahen meinen Vater an, wie er weinte. Ein kleiner Kreis von Menſchen ſtand herum und fragte neugierig: Was iſt geſchehen? Margit Rücker erzählte es allen, die

es hören wollten: Ein Kind iſt geſtorben ... Die Leute ſenkten den Kopf und gingen ſtumpf weiter.

Mutter ſtand bei Vater und ſtützte ihn und bat fortwährend: Sei doch ruhig, weine nicht ſo ſchrecklich. Mein Bruder hielt ſein Taſchentuch an die Augen. Ich ſtand und blickte dem Wagen nach, der mit Johanna davonfuhr in die kalten, finſteren Nebel hinaus.

Als ich den erſten Tag wieder zur Schule kam, trug ich ein ſchwarzes Kleid; mein Haar war mit einer ſchwarzen Schleife gebunden. In der Pauſe ſtanden wir auf dem Korridor; die Mädchen trieben allerlei Schabernak, um mich zu beluſtigen. Eine ſchnitt Geſichter und machte einen ganzen Wurſtel aus ſich, ſo daß ich hellauf lachen mußte. Da ging gerade der Herr Oberlehrer vorbei, ſah mich an und ſagte: Das ſchwarze Haarband iſt nicht alles, im Herzen muß die Trauer ſein.

Da ſtellte ich mich in einen Winkel und weinte darüber, aus Reue, daß ich gelacht hatte. Der Herr Oberlehrer ging wieder vorüber, ich lief ihm nach, erhob die Hand, damit er mich höre. Er bedeutete mir mit einem Nicken des Kopfes, daß ich ſprechen ſolle.

Herr Oberlehrer, ich habe die Trauer im Herzen.

Dann iſt es gut! antwortete er.

In Mathematik hielten wir bei der Berechnung von Jahren, Monaten, Tagen. Eine ſchrieb an die Tafel. Der Herr Oberlehrer ſuchte ein Beiſpiel. Er ſah in dem Katalog nach. Jemand iſt geboren am 14. Dezember 1883, geſtorben am 22. November 1897. Wie alt iſt er geworden?

Als die Rechnung fertig war, ſagte der Herr Ober-

lehrer: Wir haben jetzt das Alter der armen Johanna ausgerechnet: dreizehn Jahre, neun Monate und acht Tage iſt ſie geworden.

Die ganze Klaſſe ſah mich an. Der Herr Oberlehrer ſeufzte, wiſchte ſich die Augen und blickte zum Fenſter hinaus. Draußen fiel in dichten Flocken der erſte Schnee. Alle klatſchten in die Hände und flüſterten mit unterdrücktem Jubel: Es ſchneit!

*

Zu Hauſe war immer dasſelbe Bild. Kalt und traurig. Nachts blieben meine Eltern auf, während wir beim Lampenlicht einſchliefen. Die Nähmaſchine ſurrte. Blaue, rote und gelbe Stoffreſte lagen auf dem Boden. Am nächſten Tage ging meine Mutter fort und kam erſt abends heim; wir gingen zur Schule. Vater blieb daheim beim Brüderchen.

Als mein ſchwarzes Kleid zerriſſen war, kaufte mir Mutter ein grünes. Sie hatte ein ganzes Stück ſpinatgrünen Stoff ſehr billig gekauft und machte mir daraus ein Kleid und eine Überjacke. Ich freute mich ſehr darüber, nur die Farbe, dies ſaftige Grün verdroß mich ein wenig — aber ich ſagte nichts.

Schon auf der Straße bemerkte ich, daß mich die Leute ſonderbar anſahen, und wie ich die Klaſſe betrat, erhob ſich ein Geſchrei und Halloh. Laubfroſch! Laubfroſch! — ein unbändiges wüſtes Gelächter. Zuerſt verſuchte ich mitzulachen; allein ſeit Johannas Tod war mein Herz ſo wehleidig geworden; ich erſchrak ſo leicht und konnte mich ſchwer beruhigen.

Die Mädchen in der Klaſſe hatten kein Erbarmen: Laubfroſch, Laubfroſch, was gibt es für ein Wetter? ſchwirrte es mir um den Kopf. Eine, von der ich glaubte, daß ſie die einzige ſei, die mich nicht auslachte, kam zu mir, legte mir ganz freundſchaftlich den Arm um die Schulter, ſah mir ernſthaft in die Augen, und während ich noch dachte: Seht, eine iſt doch da! fragte ſie mich: Du, wird es morgen ſchneien? — Ich weiß es nicht. — Du mußt es wiſſen, du biſt doch ein Laubfroſch! Da ſchrie ich ſie wild an und tobte und ſchlug um mich. Damit hatte ich mir alle zu Feinden gemacht. Nun zogen ſich alle von mir zurück, drückten ſich weit weg und ein Gemurmel war im Schulzimmer: Pfui Laubfroſch, pfui!

Zu Hauſe ſagte ich: Mutter ich kann in dieſem Kleid nicht mehr in die Schule gehen. Es lachen mich alle aus.

Mutter ſagte: Solche niederträchtige Fratzen. Trage es nur, es iſt ſehr hübſch.

Es ging noch ein paar Tage, dann aber ging es nicht länger. Sie hätten mich zu Tode gequält. Ich bat Mutter: Gib mir wieder mein ſchwarzes Kleid; ich bekam noch einen Flicken auf jeden Ärmel und an den Rock einen Streifen alten Samt angeſetzt und dann hatte ich wieder Ruhe.

Da ich mit den Mädchen in der Schule in Feindſchaft war, dachte ich: Nun, ich habe ja meinen Bruder; wir werden uns recht anſchließen aneinander. Ich konnte nie ſogleich herzlich zu ihm kommen. Ich mußte mich immer auf Umwegen an ihn heranſchleichen. Meine Mutter war betrübt. Wie wird es ſpäter einmal mit euch werden? Ihr könnt euch nicht vertragen!

Ich antwortete: Ach, ich werde dahin gehen und er dorthin.

Da ſeufzte meine Mutter ſchwer.

Ja, Mama, ich kann nichts dafür, ich möchte mich ſchon vertragen. Aber er iſt ein böſer Junge; ich kann nicht immer nachgeben. Er zerreißt ja doch wieder meine Schulhefte und verſteckt mir meine Bücher.

Wenn ich mit ihm zanke, ſchlägt er mich. Nachher möchte ich gleich wieder gut ſein, er aber geht tagelang herum und ſchaut mich nicht an.

*

Eines Tages kam ein Mädchen zu unſerer Lehrerin und meldete: Bitte, ich kann jetzt acht Tage nicht kommen, denn ich verreiſe.

Die Lehrerin ſagte: Was, du verreiſeſt? Das gibt es nicht.

Ja, meine Großmutter iſt krank und deshalb müſſen wir heimreiſen. Mich kann meine Mama nicht allein hier laſſen. Die Lehrerin fragte, wo denn das ſei. In Braila, in Rumänien. So weit? Ja, da müſſe der Herr Oberlehrer erſt ſeine Erlaubnis geben.

Der Herr Oberlehrer gab die Erlaubnis. Am nächſten Tage kam das Mädchen nicht mehr zur Schule; ſie war abgereiſt.

Ach, wie herrlich, es gab Kinder, die mit ihrer Mutter eine weite Reiſe machten. Mich hatte niemand lieb. Außer dem Brüderchen; aber das hatte noch keinen Verſtand ...

In der Turnſtunde mußte ich immer wieder daran denken. Wir turnten auf dem Reck, bei demſelben Lehrer,

bei dem wir Mathematik hatten. Zu Margit Rücker ſagte er: Nicht ſo wild, nicht ſo ſtürmen, Sie ſtoßen mir ja den Bruſtkorb ein. Daß Sie nie maßhalten können! Mir ging es ſchlecht beim Reckturnen. Ich war zu träge und zu ſchläfrig; ich war körperlich ungeſchickt, ich konnte mich nicht allein hinaufſchwingen; der Lehrer mußte das Reck halten und ſagte zu mir: Kleines, ängſtliches Geſchöpf, nachdem er mir hinaufgeholfen hatte. Ich ſpürte nur die Zärtlichkeit, die in ſeinen Worten lag, und war drei Tage lang darüber glücklich. Doch ſchon in der nächſten Mathematikſtunde ermahnte mich der Lehrer; klopfte mit dem Lineal auf den Tiſch und ſchrieb mir eine ſchlechte Note ein. Nun war wieder alles wie früher: die grauen Wände, die Lampen mit breitem Schirm, die zwei Reihen Bänke. Oben der Heiland am Kreuze. Es läutete und man durfte nach Hauſe gehen.

*

Seit zwei Tagen ging ich in einem unbehaglichen Gefühl herum. Es war mir heiß und es fröſtelte mich gleichzeitig, ich war müde. Abends konnte ich es nicht mehr ertragen. Als Mutter nach Hauſe kam, legte ich die Arme um ihren Hals: Mama, ich bin ſehr krank. Ich hörte noch, wie meine Mutter aufſchrie: Mein Gott, ein ganz rotes Geſicht haſt du. Man brachte mich zu Bette. Ich fiel in Fieber. Was ging mit mir vor? Ich lag ſchwach, hilflos und in Schmerzen. Ich hörte, wie der Arzt meiner Mutter Troſt zuſprach: Die jungen Kräfte werden ſiegen. Ich hörte wie meine Mutter ſtöhnte. Das Augenlicht! Das Augenlicht! Ich hatte das Augenlicht verloren.

Herr Doktor, wenn das Kind blind bleibt?

Dann müſſen Sie es eben ertragen, ſagte der Arzt, und froh ſein, daß ſie überhaupt davonkommt.

Ja; ja ...

O, wie meine Mutter weinte.

Wochen um Wochen lag ich. Endlich ging es mir beſſer. Ich konnte ſchon einen Arm bewegen, den Kopf ein wenig heben und neigen, aus einer Taſſe allein Milch trinken. Eine Leichtigkeit war mir im Kopfe; mein Körper war wie mit Luft gefüllt, ſo leicht und frei ſchwebend. Ohne Sehnſucht war ich, als gäbe es nichts auf der Welt als lichtloſe Ruhe und kalte Limonade mit Eisſtückchen. Sehen konnte ich nichts; ich war blind.

Wer iſt bei mir? fragte ich; und die ſchluchzende Stimme meiner Mutter antwortete: Ich.

Wer iſt noch bei mir?

Ich, dein Vater.

Alexander? das Brüderchen?

Die ſind bei Onkel Luſo.

Schon lange?

Seit ſechs Wochen.

O, ſo lange?

Ja, mein liebes Kind.

Alles war wieder Ruhe und Leere und Finſternis.

Mama, werde ich nie wieder ein Buch leſen können?

O ja ...

Ich dachte: Gut; es gibt vielleicht auch ein ſolches Leben: wo man ſtill im Bette liegt und nichts ſieht. Man hat ſchließlich ein Zimmer und die Eltern haben einen lieb; man bekommt alles. Man iſt abgeſchloſſen von aller Feindſchaft und von allem Haß.

Wenn Johanna mich ſehen könnte! Jetzt hatte ich es ebenſo friedlich, wie ſie es im Seehoſpiz hatte, nur daß hier nicht das Meer war und Schweſter Pia. Und andere Kinder? was hatten die? Es gab Kinder, die mißhandelt wurden von ihren Eltern; freilich, auch ich wurde mißhandelt, von meinem Bruder. Auf der Stirn hatte ich eine Schramme. Das wird ihm jetzt genug leid tun. Er wird ſich in jeder Minute ſagen: Jetzt liegt ſie krank, meine arme Schweſter, im Fieber und blind und auf ihrer Stirn iſt die Schramme von damals.

Ich rief meine Mutter: Sage Alexander, daß ich ihm alles verzeihe ...

Beſſer hatte ich es noch immer als zum Beiſpiel Milka. Die trieb ſich herum, weiß Gott wo! Oder Margit Rücker, die log und ihrer Mutter, wenn dieſe nichts wußte, Geld aus der Börſe nahm und ſich dafür Stollwerck-Schokolade kaufte und Glasperlen und ſich dann lieber dafür prügeln ließ; nein – lieber blind als wie Margit Rücker ſein. Plötzlich trugen mich meine Gedanken fort. Wenn ich groß und alt bin, muß ich an einer Kirchenecke ſitzen und betteln – Leierkaſten ſpielen. Wie die blinde Frau im Hirſchenhaus. Dann wieder war es, als müßte ich wie im Traume lächeln. Daß ich nicht früher daran gedacht hatte: ich bleibe immer ein kleines Mädchen, zu Hauſe bei Mutter ... Dann wird mein Bruder mich nicht mehr ſchlagen, denn er wird ein Mann geworden und fortgezogen ſein in die Welt ...

Wenn Johanna mich ſehen könnte! Was mag im Grabe aus ihr geworden ſein? Sie iſt tot. Sie hat keine Schmerzen zu leiden. Ich ſtellte mir Johanna vor. Ihr ſchwarzes,

ſeidiges Haar, das dann ſo ſteif und feucht wurde; ihre Augen, ihre leiſe Stimme ... wie ſie zeichnete, ſang, Märchen erzählte; wie ſie froh, wie ſie traurig war; krank im Bette lag; und dann Abſchied nahm: Adieu, vergiß mich nicht; und wie ſie eines Morgens vor uns ſtand, ſo klein und bleich und alles wußte, auch daß ſie ſterben werde ... Und Schweſter Pia mit dem weißen Geſicht ...

... Seh' ich nicht mehr dein Auge blau,
Dann iſt es für mich Nacht ...

Johanna war tot. Nichts war von ihr übrig geblieben.

Klara Benedikt war auch tot; ſie hat Johanna ihr Poeſiealbum geſchenkt. Ich möchte nicht tot ſein wie Johanna und Klara Benedikt. Ich möchte groß werden; ich möchte eine Reiſe machen, wie jenes Mädchen, das mit ihrer Mutter nach Rumänien fuhr. Ich möchte mir die Welt anſchauen, wenn ich groß bin! ...

Plötzlich erſchrak ich und mußte laut aufſchreien. Mama, ich kann nichts ſehen.

Es vergingen noch ein paar Tage und ich konnte meine erſten Gehverſuche machen. Auf einen Stock geſtützt, taſtete ich mich durchs Zimmer.

Nachmittags lag ich beim Fenſter im Lehnſtuhl und die Märzſonne wärmte meine Hände, die auf der Decke lagen.

In tiefem Schlafe lag ich und träumte, ich ſähe wieder. Ich blicke aus dem Fenſter, gehe auf die Straße und alles iſt wieder wie früher. Es ſchneit, wir werfen Schneeballen. Ich ziele auf das feinſte Mädchen — auf Maria von Raden — plumps ...

Von der Lebhaftigkeit des Traumes erwachte ich. Ich war allein. Meine Augen waren offen und klar. Ich ſtieg aus dem Bett, öffnete das Fenſter, ſah in die Höhe, da war ja Gottes herrliche Welt. Ich ſchrie mit aller Kraft, daß es durchs ganze Haus hallte: Mama, ich ſehe wieder! und fiel meiner ohnmächtigen Mutter jauchzend in die Arme . . .

*

Als ich mich das erſtemal im Spiegel erblickte, erſchrak ich: mein Haar war ausgefallen. Ich ſah aus wie ein Junge.

Meine Mutter beruhigte mich; es wird raſch nachwachſen und um ſo ſchöner werden: In acht Tagen, wenn du das erſtemal in die Schule gehſt, kannſt du es ſchon in die Stirn kämmen.

Nach drei Tagen erlaubte der Amtsarzt, daß meine Geſchwiſter kämen.

Das war ein freudiges Wiederſehen.

Ich fühlte mich um Jahre älter.

Alexander und das Brüderchen konnte ich kaum erkennen, obwohl wir uns nur Wochen nicht geſehen hatten. Wie war alles verändert! Ich ſelbſt. Die Fenſter ſtanden offen. Von draußen kam eine laue Luft ins Zimmer.

O, durch den Winter bin ich gegangen. Nun ſaß ich wieder auf meinem alten Platz in der Fenſterecke und ſah in den Lichthof hinab.

Um die Feuermauer flitzten Sonnenſtrahlen. Das Brüderchen nannte meinen Namen und ſchmiegte ſich an

meine Knie. Und ich konnte dies alles ſehen und fühlen. Mein Bruder ſaß am Tiſch; er ſtudierte. Alexander?

Was?

Nächſte Woche gehen wir wieder zur Schule, freuſt du dich?

Eigentlich nein. Ich freue mich nicht. Es wird einen Zuſammenſtoß geben. Ich habe ſo viel verſäumt.

Ja, ich auch, Alexander.

Na, bei dir iſt's egal, aber bei mir!

Es tut mir leid, daß ich krank werden mußte.

Du kannſt nichts dafür.

Natürlich nicht. Wie war's bei Onkel Lujo?

Eklig. Alle Tage Kartoffeln, angebrannte Milch. Die Kinder ſind artig, bloß feig ſind ſie. Statt ehrlich boxen, ſtoßen ſie mit den Füßen, wenn es zu was kommt. Und wenn man das kleine Mädel nur im geringſten anrührt, fängt es an zu plärren: Mut—ta — Mut—ta. Iſabella ſchaut nachmittags zum Fenſter hinaus und ruft auf die Gaſſe hinunter: Wart', du Lumperl, Wart', du Lumperl. Ich wollte wiſſen, zu wem ſie das ſagt: zu einem kleinen Schuſterjungen, der ihr im vergangenen Winter Schnee in den Nacken warf. In ein paar Monaten wird ſie tanzen lernen; dann iſt ſie fünfzehn Jahre alt ...

Meine Mutter nähte für mich ein Kleid, aus leichtem hellblauen Stoff; ein Frühlingskleid. Und neue ſchwarze Lackhalbſchuhe kaufte mir meine Mutter und neue ſchwarze lange Strümpfe.

Zum erſten Male nach meiner Krankheit trat ich auf die Straße. Die ungewohnte freie Luft machte es, daß ich taumelte. Ich mußte mich an jeden zweiten Laternenpfahl

anlehnen. Alles war mir fremd und neu. In unſerem Schulhauſe waren die Türen und Stiegengeländer friſch geſtrichen; die Wände hatten eine neue Malerei bekommen. Die meiſten Mädchen hatten ihre Winterkleider abgelegt, kamen in hellen, duftigen, kurzen Frühlingskleidern. Es war ein Summen und Schwätzen, ein klingendes und klirrendes Lachen. Auf dem Korridor ſtanden mehrere von unſeren Lehrern. Die Lehrerin rief mir zu: Da ſind Sie ja wieder! und wie ſchön; das wunderhübſche Kleidchen.

Das Klaſſenzimmer war voller Sonnenſchein, voll Frühling, den die Mädchen mit ihren Kleidern hereingebracht hatten.

Laute Rufe begrüßten mich — und wie es mir gehe — o, ich war umringt! ich war im Mittelpunkt! Und ich hatte das Verlangen, jeder die Hand zu reichen, jeder zuzulächeln, mit dem Kopfe zu nicken — danke — danke — nach rechts und nach links: danke. Es war ſo ſchön.

Der Lehrer ſagte am Ende der Stunde zu mir: Maria von Raden wird Ihnen täglich vor Beginn des Unterrichtes erklären, wie weit wir ſind; Sie können dann zu Hauſe alles nachholen. Maria von Raden war die erſte Schülerin. Sie ſaß vorne, in der erſten Reihe und ſprach mit niemand, außer mit ihrer Couſine, einem Mädchen, das immer weiß gekleidet war und ein Glasauge hatte. Mit dieſem Mädchen ging ſie ſtets nach Hauſe, wenn nicht gerade ihr Fräulein oder der Herr Major ſie abholte. Für mich war Maria von Raden bis jetzt unerreichbar geweſen.

Voll ungeduldiger Neugierde wartete ich, wie es werden

würde. Am ſelben Tage kam ich zu ihr. Bitte, erkläre mir. Sie zeigte mir ſcheu eine Stelle im Buch. Da — von da — bis daher — für Donnerstag — das war alles.

Ich ging zum Lehrer und verklagte ſie: Dieſes Mädchen kann es mir nicht deutlich genug erklären.

Der Lehrer ſagte zu ihr: Meine Maria wird doch nicht ſtolz ſein.

Seither war ſie freundlicher. Vor Beginn des Unterrichtes und in den Pauſen ſaßen wir zuſammen. Sie fragte mich: Warum haſt du mich verklagt?

Ich antwortete ihr, daß es mir nun leid tue, es ſei nicht anders gegangen; ich konnte ſie ſo nicht verſtehen. Darauf ſagte ſie nichts mehr.

Wenn wir auf die Straße kamen, ſtand ſchon der Herr Major, ihr Vater, da; ſie nahm ſeinen Arm und ſie gingen. Mir winkte ſie zu: Grüß dich Gott!

Sie ſah es gern, wenn ich Koboldſachen trieb; ich konnte es ihr nie toll genug treiben. Einmal ſchleckte ich ihr zuliebe Tinte. Sie ſaß da, ohne die Spur eines Lächelns. Sie war nicht hübſch und nichts war lieblich an ihr; allein ſie konnte alles, es ſchien, als ob ſie den ganzen Lehrſtoff auswendig wüßte. Dafür wurde ſie jedesmal gelobt und außerdem war ihr Anſehen in der Schule ein großes, weil ſie adelig und die Tochter eines Majors war. Langſam gewöhnte ich mich daran, daß ich mit ihr bis an die Ecke ging, wenn ſie nicht erwartet wurde; das kam immer häufiger vor.

Sie erzählte mir, daß ſie ein Bibliothekszimmer hätten, daß ihr Vater die Schlacht bei Pöltſch gewonnen habe, und deshalb hießen ſie auch Pöltſch von Raden. — Und

daß ſie Sonntags immer zu Hauſe blieben; Sonntags gingen nur die ordinären Leute aus. Ich fragte, womit ſie am Sonntag die Zeit verbrächten? Der Vater ſchläft, die Mutter häkelt Spitzen, ſie ſähe aus dem Fenſter hinaus, wie die gewöhnlichen Leute in den Prater wanderten. Jeden vierten Sonntag aber komme ihr Bruder Max Nathuſius aus der Wiener-Neuſtädter Militärakademie zu Beſuch. Dann ſäßen ſie Sonntag nachmittags und tränken Schokolade und äßen Kuchen.

Zu Hauſe erzählte ich: Maria Pöltſch von Raden iſt meine Freundin, Tochter eines Majors, der die Schlacht bei Pöltſch gewann!

Wenn ſie mich nur nicht ſo quälen wollte. Witzige Geſchichten ſollte ich ihr erzählen und dazu Geſichter ſchneiden. Wenn es auch keine artigen Geſchichten wären. Ich tröſtete ſie: vorläufig ginge es noch nicht an; es wäre noch zu kurze Zeit ſeit dem Tode meiner Schweſter vergangen; ſpäter würde es damit beſſer werden. Doch das nützte nichts; ſie fuhr fort, mich zu quälen. Einmal fragte ſie mich: Kannſt du einen nachmachen, der an Veitstanz leidet? Sie machte es mir vor. Es war ein häßliches Gliederverrenken und Geſichterſchneiden. Niemand hätte die Muſterſchülerin wiedererkannt.

Auf dieſe Weiſe wollte ſie alle Tage unterhalten ſein. Erſt wenn ich vor Erſchöpfung auf die Bank hinfiel, konnte ſie lachen. Ich lachte auch, aber mir ſchwindelte, mir war nicht wohl. Ich dachte: nun wird ſie bald dieſes Tanzes müde ſein — und ich müßte etwas anderes erfinden. Tag und Nacht ſann und grübelte ich. Was kann es noch geben? Wie wäre es, wenn ich zu lügen anfinge. — Aber ich

bekam ſogleich ſolche Angſt davor, daß ich es aufgab. Ich ſchilderte ihr nun, wie ich mit meinem Bruder zu Hauſe zankte. Dann verſuchte ich es auch, Einzelheiten vom Tode meiner Schweſter zum beſten zu geben. Wenn die anderen Mädchen uns ſo plaudernd beiſammen ſahen, mußten ſie denken: welch herrliche Freundſchaft! Während ich um etwas kämpfte, das meinem Herzen noch nicht die geringſte Freude bereitet hatte.

*

Leonore Dunkelſtein konnte am ſchönſten vorleſen. Sie war reizend. Sie hatte vornehme, lange Glieder, ein ſo ſtolzes, hellblondes Haupt und ihre Stimme war weich und tief. In der Geſangſtunde ſang ſie Solo. Der Lehrer begleitete ſie auf dem Harmonium. Wir alle hörten zu. Es war mir ſo traumhaft ſchön und ſelig in meinem Herzen, wenn ich daſaß und lauſchte, wie Leonore Dunkelſtein ſang: Am Brunnen vor dem Tore... man ſah den Wanderer und den Baum, man fühlte den kühlen Hauch der Nacht.

Einmal nach einer ſolchen Stunde reichte ich ihr plötzlich die Hand und ſagte: Ich danke dir. Sie fragte mich: Warum haſt du Tränen in den Augen? Haſt du geweint? Ich ſagte: Ja, ich habe an etwas gedacht. Du, ſagte ſie, willſt du mit mir gehen?

O, das wollte ich.

Und auf dem Wege ſagte ſie: Du kannſt ja ein wenig mit herauf kommen.

O, wie gerne kam ich.

Sie mußte ſehr glücklich ſein, denn ſie hatte alles, was

man ſich nur wünſchen konnte. Da war ihre Mutter, den Vater ſah ich nicht, es hieß, er liege in ſeinem Arbeitszimmer auf dem Ruhebett. Es war noch eine alte Großmutter da, und Antonie, die Köchin. Und von allen wurde Leonore verwöhnt. Später bemerkte ich, daß ſie auch eine Mademoiſelle und eine Klavierlehrerin hatte.

Wir ſaßen an einem kleinen Tiſchchen und Leonorens Mutter bediente uns. Kaffee und Kuchen. Sie fragte mich über den Tod meiner Schweſter. Da war wieder alles aufgewühlt in mir. Als ich zu Ende war, wiſchte ſie ihre Tränen ab und ging aus dem Zimmer.

Leonore griff ein paar Akkorde, ſaß da, den Kopf auf die Taſten gelegt, und ſagte leiſe: Ich könnte es nicht ertragen, wenn mir wer ſtürbe. Sie dachte nach und ſchüttelte ſich.

Alle in der Klaſſe wußten, daß Leonorens Vater dahinſiechte ...

Leonore ſaß am Klavier, ich hatte meinen Stuhl neben den ihren gerückt. Mutter und Großmutter gingen aus und ein. Es ſchien mir, daß ſie ein wenig in Verlegenheit waren, weil ich da war. Es waren zwei grämliche, müde Geſichter, auf denen ein Kummer lag.

Abendlicht lag in dem ſchönen Zimmer. Zwiſchen den beiden dunklen Frauengeſtalten ſtand Leonore, ein weißes, junges, emporgeblühtes Menſchenkind mit erwachenden Augen.

*

Leonore ſpielte Klavier. Es war kein anderes Licht im Zimmer als die zwei Kerzen, welche die Notenblätter erhellten. Rote, gedrehte Kerzen in ſilbernen Leuchtern.

Einen Augenblick hatte der Lüſter mit den vielen Kriſtallen aufgeleuchtet, dann wurde er gleich wieder verlöſcht. Leonore brauchte halbes Licht zum Spielen. Ich war glücklich, in dieſem ſchönen Zimmer zu ſein und etwas ſo Seltſames zu erleben: wie unter den zarten Künſtlerhänden aus der Stille und Dunkelheit Tongebilde hervorwuchſen. Meine Ohren, meine gierige Seele trank die Klänge und mein Herz war bewegt, da ich ruhig ſein wollte.

Die ältere Frau legte ſachte den Finger an den Mund: Still — ſie übt.

Sie fantaſiert! ſagte die jüngere und ihre Blicke blieben wie ſchützende Schwingen auf Leonorens Scheitel liegen. Sie ging ans Fenſter und ſah hinauf zum Himmel, wie es meine Mutter getan, zu Hauſe in unſerer engen, kahlen Stube, als Johanna im Bette lag ...

Als ich aufſtand, um zu gehen, ſagte Frau Dunkelſtein zu mir: Machen Sie uns doch öfter einen Beſuch, mein Kind. Ich habe gehört, Sie ſind mit Maria von Raden befreundet. Hoffentlich werden Sie auch für meine Leonore ein wenig Zeit finden.

Ich ſagte raſch: Ja, wenn meine Freundin Maria mich bloß nicht immer einladen wollte!

Dann ſchämte ich mich, das geſagt zu haben.

Die alte Frau meinte: Sie wiſſen, daß Sie bei uns ebenſo gern geſehen ſind!

So, das wollte ich hören; deshalb hatte ich das von Maria erfunden.

In Wirklichkeit war ich noch nie bei Maria von Raden geweſen. Es war gut, daß es dunkel war und die Frauen die Lügenröte auf meinem Geſicht nicht ſehen konnten.

Ich jubelte, ich hüpfte: immer, so oft ich wollte, konnte ich Leonore beſuchen, und dieſe Muſik hören. Wie Gott mich lieb haben mußte, daß er gerade mir dieſe Freundin ſchickte.

*

Mit meinem Bruder hatte es in der Schule richtig einen „Zuſammenſtoß" gegeben. Er ſollte aus dem Gymnaſium fortgeſchickt werden; wenn aber die Eltern für ihn bezahlten, konnte er bleiben; aber auch dann nur, wenn er verſprechen wollte, ſein Betragen zu ändern und fortan fleißiger zu ſein. Er iſt ein „ſtilles Waſſer" Ihr Sohn, hatte der Ordinarius geſagt; er hat es „dick hinter den Ohren"! Laſſen Sie ihn doch Kaufmann werden oder Handwerker. Alle können nicht ſtudieren.

Da waren meine Eltern wieder ſehr unglücklich. Seit Johannas Tode habe ich ſie nicht wieder ſo niedergeſchlagen geſehen.

Wenn ſie zahlen konnten! — Woher ſollten meine Eltern das Geld nehmen? Mein Vater ging zu ſeinem reichen Bruder Heinrich; der gab ihm nichts. Für Luxusſachen gab er nichts her — einen Sohn ſtudieren laſſen aber war ein Luxus, auf den mein Vater kein Anrecht hatte.

Vater ging auch zu ſeinem armen Bruder Lujo, und ſie ſprachen darüber ...

Zuletzt hatte Lujo geſagt: Er wird ſchon noch einmal vor unſere Türe kommen, dann ſoll er ſehen, wo er anklopft.

*

Ich erzählte Maria und Leonore von meinem Bruder, daß er aus dem Gymnaſium fortkommen ſollte.

Es war wieder etwas Neues. Maria war neugierig. Die nächsten Tage fragte ſie immer: Iſt er fort?

Ich wußte die Sache ſpannend zu erzählen. Jetzt war er noch dort, aber am Schluß des Semeſters trat er aus, in einigen Tagen. Er ſei ganz verſtört, er könne es nicht ertragen, aus dem Gymnaſium fortzukommen. Eine Abordnung der Schüler wäre zum Direktor gegangen, für meinen Bruder zu bitten. Er trage ſich mit dem Plan, das Elternhaus zu verlaſſen. Die kluge Leonore ſagte: Wohin will er, er hat ja kein Geld. Da wurde ich beredt. O, er wiſſe ſchon: Nach Altona; dort ſucht man das ganze Jahr Schiffsjungen. Er geht zur See und wird einmal Kapitän. Das iſt mehr als Doktor der Rechte! Und mich nimmt er mit auf ſeine Fahrten und ich werde die ganze Welt ſehen.

Ob denn meine Eltern das zuließen, wollte Leonore wiſſen.

Das nicht; deshalb will er ja heimlich davon.

In Wahrheit dachte Alexander nicht daran — bloß einmal hatte ich die Jungen davon reden gehört.

Er war trotzig und mürriſch und ſchließlich verkaufte er ſeine Bücher und ging in die öffentliche Schule.

Dort wurde er unfreundlich aufgenommen. Aha — geſchmiſſen —

Das verdarb ihm ſeine Laune nur noch mehr. Er trug jetzt ein Lodengewand mit langen Beinkleidern ohne weißen Schillerkragen. Bald vergaß er das reine Hochdeutſch und ſprach Dialekt. Mit allem war er unzufrieden, zu einer Bosheit jederzeit bereit. Jetzt ſchimpfte er übers Gymnaſium und ſagte, daß er froh ſei, die öde Geſellſchaft

losgeworden zu ſein. Meine Eltern grämten ſich, doch wenn ſie ihn anſahen, wie hübſch und groß er wurde, verziehen ſie ihm alles.

In den Ferien ſtarb Leonorens Vater. Ich ging zu ihr, um ſie in ihrer Trauer zu ſehen, aber ich bekam nur die Köchin Antonie zu Geſicht.

Eine Woche ſpäter war die Wohnung leer; ſie waren fortgezogen.

*

Mit einem Male trat in dem Geſchick meiner Eltern eine Umwälzung ein. Mein Vater hatte einen Teilhaber gefunden, der mit ihm an die Eröffnung eines Geſchäftes ging.

Der Teilhaber gab das Geld dazu. Mein Vater hatte ſeine ganzen Kräfte einzuſetzen, ebenſo meine Mutter.

*

Wir bekamen eine neue Wohnung in einer langen, breiten Straße; gegenüber lag das Theater. Immer war eine Menſchenflut auf dieſer Straße und ein großer Wagenverkehr. Ein Transportwagen brachte unſere Einrichtung. Alles im Hauſe wurde, im Vergleich zu früher, größer, behaglicher; es war beinahe wie ein kleiner Wohlſtand.

Nun hatten wir zwei große, helle Zimmer, die Fenſter gingen in einen weiten Hof, er hatte drei Eingänge in verſchiedene Seitengaſſen. In der Mitte des Hofes ſtanden ein alter Kaſtanienbaum und noch ein paar kleine Bäumchen. In einiger Entfernung, hoch oben, ſtreckte ſich ein weißer, maſſiger Bau, das Hotel Kontinental.

Vom Baume bedeckt ſtand ein kleines Häuschen, es war der Ankleideraum der Volksſänger, die dort jeden Abend Vorſtellung gaben. Jeden Abend wurden unter den Kaſtanienbaum zwei braune Wirtshaustiſche geſtellt; es kamen die Volksſänger und Volksſängerinnen und aßen hier ihr Abendeſſen, ſpielten Karten, tranken einander zu; es ging laut und geſchäftig her, bis ein Läuten erklang und alle zum Spiel antreten mußten. Abend für Abend ſah ich ihnen zu. Ich hatte nichts zu tun. Im verdunkelten Zimmer ſtand ich am offenen Fenſter; die Sterne blickten herein und die halbe Mondſichel, draußen das Häuschen war beleuchtet und ſo ſtand ich gleichſam zwiſchen Licht und Finſternis. Über den Hof her kam eine Muſik, ein wilder mexikaniſcher Tanz, der im Trommelwirbel erſtickte.

Im Zimmer nebenan hatten meine Eltern eine Beſprechung mit ihrem Teilhaber, Herrn Reiner. Da durften wir nicht hinein und mußten uns mäuschenſtill verhalten. Das Geſchäft war in vollem Gange; mein Vater hatte ganze Warenladungen übernommen. Er hatte Gehilfen und Austräger und radfahrende Leute.

Meine Mutter hatte ſehr wenig Zeit, ſich um uns zu kümmern; aber wir bekamen Kleider, Schuhe und Naſchwerk, mehr als unſer ganzes Leben vorher.

Fortwährend kamen Leute zu uns und da hörte ich, daß meinen Eltern ein großes Glück geſchehen wäre — ohne jede Kapitalseinlage in ein Geſchäft einzutreten.

Eines Tages ging Vater, ſehr feierlich angezogen, in einem ſchwarzen Gehrock, fort. Sein graues Haar hatte wieder alten Jugendglanz bekommen; es war ſchwarz gefärbt.

Mittags ſtellte er ſich vor uns hin und ſagte: Wenn man euch fragt, was euer Vater iſt, dann ſagt: protokollierter Kaufmann. Seit heute gibt es eine Firma: Reiner & Komp.

Darauf nahm uns Vater an den Händen, ſang und tanzte mit uns großen Kindern herum.

Im Oktober trat ich in einen Handelskurs ein, der täglich von drei bis ſieben Uhr dauerte. Es wurde Stenographie und Buchführung und noch eine Menge anderer Gegenſtände gelehrt, deren Namen auszuſprechen, mir ſchon Angſt machte. Aber ich ſollte doch etwas lernen, um den kaufmänniſchen Beruf zu haben. Und es wurde ja auch ganz luſtig; die vielen Lehrer, die vielen Mädchen. Man ſagte uns „Fräulein". Der Herr Profeſſor begrüßte uns, wenn er das Zimmer betrat: Guten Tag, meine Damen!

Ich hatte jetzt acht Freundinnen. Abends gingen wir in einer Reihe nach Hauſe.

Mein Bruder Alexander beſuchte dieſelbe Anſtalt vormittags.

Als ich die erſte Woche zur neuen Schule ging, fuhr durch die Straße, langſam, im gleichen Schritt mit mir, ein ſeltſam aufgeputztes Gefährte: es war die letzte Pferdebahn.

Am nächſten Tage ſauſte ſtolz die elektriſche Straßenbahn dahin.

*

Meine Eltern waren tagsüber nie zu Hauſe. Eine alte ſteife Perſon, die wenig ſprach, hatte uns zu verſorgen.

Es geſchah nun öfter, daß ich in der Früh einen Einkaufkorb nahm und auf den Markt ging. Nur das ſchöne,

rote und saftige Fleisch nimmst du, belehrte mich meine Mutter, und gib acht auf die Wage.

Auf der Erde saßen die Kroaten, kleine, alte, runzlige und junge, wettergebräunte, umgeben von Bergen von Zwiebeln, Kartoffeln und Rüben, Gemüse und Obst.

Von Zelt zu Zelt ging ich, sah erst einmal, was es gab, kaufte dann, solange ich einen Kreuzer hatte.

Lustig waren diese Morgeneinkäufe. Ein Gewimmel von Frauen, Dienstmädchen und Kindern wogte auf und ab. Jeder feilschte und handelte und wollte es noch billiger haben.

Ein großes, blondes Mädchen, das von einem schwarzen, zottigen Hund begleitet war, grüßte mich. Es war die Tochter unserer Hausbesorgerin, Lori.

Guten Tag, Fräulein, sagte sie, gehen Sie auch einkaufen?

Ja, sagte ich und reichte ihr herzlich die Hand. Ich freute mich, mitten in meiner Geschäftigkeit von einem großen und viel älteren Mädchen, als ich selbst war, mit einem so freundlichen Morgengruß bedacht zu sein.

Es war trotz der rauhen Jahreszeit ein recht angenehmer Tag; die Sonne schien und übergoldete alle Dinge, die jungen Dienstmädchen waren voll Lächeln und Neckerei. Lori, die Tochter der Hausbesorgerin, war selbst ein Schelm mit ihren zwinkernden, blauen Augen. Und wie nett sie in der weißen Wirtschaftsschürze aussah.

Wie fein und zierlich Sie sind, sagte Lori, Sie passen nicht auf den schmutzigen Markt.

O, das macht nichts, ich komme sehr gern hieher.

Auf einmal tippte sie mir auf die Schulter: Schauen

Sie einmal die an, dort bei den Fiſchverkäufern. Das iſt Frau Schindler vom vierten Stock, die Mutter von Alfred Schindler.

Ich blickte auf das Zelt der Fiſchhändler. Ach ſo, ich wiſſe nicht, wer Alfred Schindler ſei? der ſchönſte junge Mann im ganzen Haus, in der ganzen Straße, überhaupt in ganz Wien. Ob ich ihn denn noch nie geſehen hätte. Alle Mädel im Haus fliegen auf ihn. Ich ſolle einmal hinaufſchauen zum vierten Stock, um zwei Uhr, wenn er aus dem Bureau kommt, da liege er im Fenſter mit ſeiner langen Studentenpfeife und kokettiere mit den Mädeln.

Natürlich müſſe ich achtgeben, daß es meine Frau Mama nicht merke, denn für ein ſo junges Mädchen, wie ich es ſei, gehöre ſich ſo etwas eigentlich nicht, aber ich ſolle ihr dann doch ſagen, ob es noch irgendwo einen ſchöneren Burſchen gäbe... Und ſie lächelte mir zu, ſchüttelte mir freundlich die Hand und verſchwand im Gedränge. Nach einer Weile ſah ich, wie ſie zu den Fiſchverkäufern ſchritt und Frau Schindler mit einer reizenden kleinen Verbeugung grüßte; dieſe erwiderte kaum.

Ich nahm mir vor, einmal zum vierten Stock hinaufzuſchauen.

Die nächſten drei Tage gab ich ſorgſam acht, aber nichts ſah ich und dann vergaß ich es.

Die alte, ſteife Perſon, die den ganzen Tag kein Wort ſprach, und wo ſie ſtand, ſchlief, wurde krank und mußte ins Spital.

Wir bekamen eine Neue. Dieſe war eigentlich mehr eine Dame als ein Dienſtmädchen. Aus Rußland war ſie; ſie weinte oft und ſchrieb oft Briefe; dafür verſalzte

ſie die Suppe oder ſie ſalzte ſie gar nicht, und konnte nichts finden, wenn ſie etwas in dieſem Augenblick weggelegt hatte. Auch vergaß ſie immer, die Türen zuzumachen. In der Küche wollte ſie nicht eſſen, ſondern bei Tiſch. Es war köſtlich, ihr zuzuſehen, wie ſie Meſſer und Gabel gebrauchte.

Meine Mutter ſagte: Ich bin froh, daß wir ſie haben, wenigſtens lernen die Kinder feinere Sitten.

Sie hieß Nanja, aber wir nannten ſie „die Ruſſin".

Sie ſagte zu meiner Mutter: Mir können Sie die Kinder ruhig anvertrauen, Sie können hingehen, wo Sie wollen und meinetwegen die halbe Nacht wegbleiben, bei mir ſind die Kinder wie im Mutterſchoß aufbewahrt.

Meine Mutter meinte: Gut, das iſt mir recht, daß ich jemand Verläßlichen habe, die Kinder ſind jetzt ſchon größer.

Die Ruſſin aber fuhr fort zu weinen und lange Briefe in ihre Heimat zu ſchreiben und an einem Sonntag, als meine Eltern mit Herrn Reiner und ſeiner Frau ausgingen, kam ein fremder Mann zu uns und Nanja verſchloß ſich drei Stunden lang in einem Zimmer mit ihm, dann begleitete ſie ihn mit einer Kerze die Stiege hinunter und blieb noch längere Zeit fort. Als ſie zurückkam, weinte ſie wieder heftig, bis zur „Nachttoilette". Da zog ſie ihre Bluſe aus, wuſch ſich mit lauwarmem Waſſer, dann wuſch ſie ſich auch die Füße ſauber, dann ſchlüpfte ſie in kleine rote Pantöffelchen, ſetzte ſich vor den Spiegel, beſtrich ihr Geſicht mit Salben, maſſierte ſich die Stirn und den Hals. Wir ſchauten zu und hatten auf dieſe Weiſe keine Langeweile. Nun beſtäubte ſie ihr ganzes Geſicht mit

einem gelblichen Mehl, das nach irgendwelchen Blumen roch, legte ihre beiden falschen, pechschwarzen Zöpfe ab, die tagsüber eine schwere, schattige Krone auf ihrem Kopfe gebildet hatten. Darüber nun lachte Alexander und stieß mich und das Brüderchen an.

Was lachst du wohl, du Bengel, schrie die Russin ihn an. Es ist mein eigenes Haar, nur ausgefallen.

Aber mein Bruder machte ein zweifelndes Gesicht, was die Russin veranlaßte, zu sagen: Ich schwöre es! ...

Zum Schluß zog sie rehlederne Handschuhe über ihre Hände, befahl uns zu Bett zu gehen und verlöschte das Licht.

Am folgenden Tage erzählten wir Mutter, daß ein fremder Mann da war.

Mutter fragte: Nanja, ist das wahr?

Nanja schrie außer sich: Er ist ein anständiger Herr, ein feiner Herr und kommt von so weit, hat eigens die große Reise gemacht. Und da sollte sie nicht einmal ein Wort mit ihm reden dürfen? War das der Dank, daß sie wie die eigene Mutter zu uns war?

Meine Mutter wurde ganz schüchtern: Wenn er ein anständiger Mensch sei, kann er kommen, lieber wäre es Mutter freilich, er käme, wenn sie zu Hause wäre. Nanja könne ihn in das schöne Zimmer führen und die Hängelampe anzünden; warum nicht, wenn er ein anständiger Mensch sei! Wenn Nanja nur zu den Kindern gut war ...

Der Fremde kam noch ein paarmal und immer begleitete ihn Nanja mit der Kerze — bis er eines Tages ausblieb.

*

Am Tage Mariä Empfängnis erwarteten meine Eltern abends Herrn Reiner und seine Frau und Herrn Tagal mit seiner Frau. Herr Tagal war ein Angestellter der Firma.

Es gab gebratene Hühner.

Wir bekamen im Nebenzimmer zu essen, und zwar die besten Stücke.

Drinnen tranken sie Wein.

Mein Bruder war an dem Abend überaus ungezogen; fortwährend suchte er Streit mit mir. Ich beherrschte mich so gut ich konnte, weil ich mich geschämt hätte, vor den fremden Leuten Lärm zu machen. Übrigens hatte ich eine Begebenheit aus der Schule im Kopfe — etwas von unserem französischen Lehrer.

Mein Vater kam zu uns und brachte jedem ein Gläschen Wein. Er war froher Laune. Er hatte glänzende schwarze Augen und glänzendes schwarzes Haar. Ich mußte ein bißchen nachdenken, ob denn das mein Vater sei?

*

Nanja schrieb einen langen, fast endlosen Brief, auf den manchmal ihre Tränen fielen. Ich dachte: wer hat nur immer Briefe geschrieben? Wer? und ich wußte es: Ploni. Und auf einmal war in mir ein Klingen wie von Feiertagsglocken, alle, alle Märchen wurden lebendig. Meine Seele war ein aufgeschlagenes Bilderbuch.

Alexander, rief ich.

Nun?

Erinnerst du dich noch an Ploni?

Laß mich in Ruh', ich lese.

Ich mußte zu jemandem etwas ſagen, darum ſagte ich zu Nanja und beugte mich zärtlich über ſie — nur weil ich an Ploni dachte, ſonſt hätte ich es nicht getan:

Nanja, wiſſen Sie, wer auch immer Briefe ſchrieb?

Die Ruſſin ſtieß mich von ſich: Dumme Fratzen, nicht einmal ſchreiben kann man vor euch; jetzt hab' ich einen Klecks gemacht.

In mir wollte das Klingen nicht zur Ruhe kommen, und als Mutter einen Augenblick zu uns hereinkam, flüſterte ich ihr ins Ohr: Mama, kann etwas, das einmal war, vergehen und verſchwinden wie ein Traum?

Mutter ſtrich mir mit ihrer Hand über Stirn und Schläfen: Du haſt ein bißchen getrunken, geh ſchlafen, mein Kind.

Mein Bruder ſaß da mit einem Buch, wahrſcheinlich einem verbotenen, denn er wurde rot, ſooft ich darauf ſah, und ſagte zu mir, wenn ich näher kam: Fahr ab.

Das kleine Brüderchen malte auf der Schiefertafel die erſten Buchſtaben.

Ich öffnete ein wenig die Tür: drinnen war Wärme und Licht. Am gedeckten Tiſch ſaßen meine Eltern mit ihren Gäſten. Mein Vater rauchte und meine Mutter hatte in ihrem frohen Mut ſich ebenfalls eine Zigarette angezündet.

Frau Tagal, die mit ihren Stirnlöckchen ausſah wie eine Franzöſin und mit übergeſchlagenen Beinen daſaß, ſagte: Wie reizend Ihnen das Rauchen ſteht; wie ein junges Sportsmädel!

Frau Reiner war kurzſichtig und ſchielte, ſie hatte Augengläſer, die an einer ſchwarzen Schnur hingen; ihre

Naſe aber ſah aus, als wollte ſie immer in der Luft ſchnuppern, und wäre nur durch den Sitz der Augengläſer gezwungen, feſt zu bleiben.

Mein Vater ſtieß mit ſeinen Gäſten an. Ich dachte: nun iſt aller Jammer vergeſſen; wo ſind die Tage des Hungerns und des Frierens, der kahlen Wände? — Mögen ſie nie wieder kommen! ...

Voll Liebe war mein Herz für die zwei da drinnen, die wieder fröhlich ſein konnten. Und meine Liebe war wie ein Gebet. Langſam und vorſichtig ſchloß ich die Tür. Alexander war über ſeinem Schmöker eingeſchlummert. Das Brüderchen lag im Bettchen und ſchlief. Nanja war nicht mehr im Zimmer. Die Lampe war herabgebrannt. Unten lag in einſamer Finſternis der weite Hof.

*

In der neuen Schule war es mir noch immer und trotz der mannigfachen Freundſchaften etwas befremdlich. Und darum wohl, weil ich den langen Abend dort verbringen mußte, was ich ja nicht gewohnt war. Ich empfand Heimweh nach zu Hauſe — und ich hatte vor etwas Angſt. Das war der finſtere Hof, den man ganz durchſchreiten mußte, um zu unſerer Stiege zu gelangen. Zweimal war mir da ſchon etwas Seltſames begegnet.

Aus einer Wandniſche, an der ich vorbeigehen mußte, war plötzlich ein Mann herausgetreten. Ohne ein Wort zu ſprechen, hatte er die Arme nach mir ausgeſtreckt. Ich ſchrie und lief wie der Blitz hinaus gegen die Straße, dort wartete ich, bis jemand ins Haus ging, dann ging ich mit.

Den nächſten Tag ſah ich nichts und hätte es gern vergeſſen, wenn nicht eine quälende Angſt mich gemahnt hätte, ſo oft ich an dieſe Stelle kam, mich umzuſchauen und richtig — am folgenden Tag ſtand er wieder dort. Noch ehe ich davonlaufen konnte, hatte er mich mit ſeinen Armen umfaßt, als er aber meinen Schrecken ſah, mich losgelaſſen. Ich konnte nicht genau ſehen, wie er ausſah, denn er ſtand an der Wand und ein Strahl der Laterne, der ſchief auf ihn fiel, gab mir zu erkennen, daß der Mann barhaupt war, keine Haare hatte, einen kurzen ſpitzen Bart und häßliche Zähne. Im übrigen war er alt und verwahrloſt. Seine Hände waren rauh und ſchmutzig. Auch roch er abſcheulich nach Alkohol und Tabak.

Wie ſehr auch ein lähmender Schrecken mich quälte, ſagte ich doch niemand etwas davon. Ich trug ein Gefühl fortwährender Angſt in mir.

Am lichten Morgen lachte ich darüber. Ich lief im großen Hof umher, das Brüderchen an der Hand, guckte in jede Ecke, in jedes Verſteck. Die Niſche war unter einem Schwibbogen, dort war ein Echoplätzchen; hier blieb ich ſtehen und rief: Wo biſt du Alter? Kahlköpfiger Mann, wo biſt du? Und jagte jedesmal erſchreckt davon, wenn das Echo zurückkam. Und lachte in einer unbeſtimmten Luſt und hätte mich am liebſten irgendeinem Böſen, das mit kalten Fingern nach mir griff, in die Arme geworfen. Ich wußte, daß etwas Unſichtbares um mich ſchlich, gegen das man ſich vergebens wehrt.

Darum ſprach ich auch zu niemand darüber.

Meinen Kameradinnen ſagte ich mitten im fröhlichen Plaudern: Paßt auf, heute holt er mich.

Wer? fragten ſie und lachten.

Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Ich hätte nicht ſagen können, wer? Aber, als wir in der Nähe meiner Wohnung waren, bat ich, geht doch mit mir bis zur Stiege. Da gingen ſie mit und es war nichts.

Waren ſie einmal eigenſinnig und wollten mich nicht bis zur Stiege führen, dann litt ich entſetzlich und kam oben an, atemlos, glühend, durchbebt von einem wonnigen Gefühl: er hat mich nicht bekommen. Ich bat Nanja, mich aus dem Kurs abzuholen: ein Spaziergang durch die Stadt ſei doch etwas ſehr Schönes vor Weihnachten. Der Vorſaal unſerer Schule, wo die Leute warteten, ſei geheizt und beleuchtet, da ſähe ſie alle unſere Lehrer herunterkommen.

Richtig wartete abends die Ruſſin unter den anderen.

Ihr Geſicht ſah zauberhaft ſchön aus. Ihre Augen waren eigentümlich ſchwarz und ihre Lippen eigentümlich rot, wie ich es ſonſt noch nie an ihr geſehen hatte. Über ihre Pelzmütze hatte ſie einen Schleier gebunden, den ſie unter dem Kinn zuſammenzog.

Bei meiner früheren Freundin Leonore hatte ich ein Bild geſehen, das hieß: die Seraildame. So ſah Nanja aus. Ich nahm ihren Arm.

Schaut einmal Marianne an, mit wem die geht, flüſterten die Mädchen und ſteckten die Köpfe zuſammen.

Zuletzt hatten wir Franzöſiſch gehabt, erzählte ich Nanja. Ob ſie den Franzoſen nicht habe herunterkommen ſehen, ein junger, großer, blonder Mann, ſehr fein angezogen.

Nanja fragte gleich mit Eifer: Wie ſieht er aus? Wie iſt ſein Geſicht?

Ich glaube, ganz hübſch und bleich.

Was für Haare?

Blond.

Nanja ſchrie ein wenig auf. Die Blonden, ach, die Blonden! und ſie konnte nicht ſatt werden von meinem Erzählen.

Sie machte plötzlich eine heftige Armbewegung: genug, nichts mehr. Nun blieb ſie ſchweigend ...

Zu Hauſe nahm ſie ihren Schleier vom Geſicht, voll Überraſchung mußte ich ſie anſtaunen.

Nanja, was haben Sie mit Ihrem Geſicht gemacht?

Sie ſagte geärgert: Dummer Fratz.

Mit einem feuchten Schwämmchen rieb ſie ihr Geſicht ab. Und es waren wieder ihre matten und verweinten Augen da, ihr breiter, bleicher Mund und ihre eingeſunkenen, gelben Wangen.

Wer weiß, wie das zuging.

Ich mußte es einigen Mädchen erzählen, die mich gierig fragten, wer die Dame ſei.

Nun ja, ſagten ſie, eine Ruſſin; das weißt du nicht, was ſie mit ihrem Geſicht macht? Sie ſchminkt ſich.

Einige ſagten: Ich möchte mich nie ſchminken, wenn ich noch ſo häßlich wäre.

Eine ſagte: Ich ſchon, o ja.

Ich erzählte, wie ſchrecklich Nanja ausſah, als ſie zu Hauſe den Schleier abgenommen hatte, wie eine Wachsfigur. Ich müßte ſterben, wenn ſie mich geküßt hätte mit rot gemalten Lippen ... Mir gefällt ſie viel beſſer in ihrer natürlichen Farbe.

Ein Mädchen, das bereits ſechzehn Jahre zählte, hatte eine Vermutung bezüglich Nanja.

Wir beſtürmten ſie, es uns zu ſagen ...

Nach längerer Zeit endlich meinte ſie, ob wir noch nie ſolche Weiber geſehen hätten, in gewiſſen Gaſſen ...

Nein, keine von uns hatte ſo etwas geſehen.

Dann ſei es gut; ſie werde uns einmal dorthin führen, aber wehe uns, wenn wir ſie verrieten.

Nein, nein, darauf könne ſie rechnen. Und jede von uns leiſtete einen Schwur. Es wurde beſchloſſen, am Tage vor den großen Weihnachtsferien „die Runde" zu machen.

Ihr müßt euch aber ſehr ruhig und geſittet benehmen, ſonſt kommen wir alle in einen Verdacht ...

Ich war unruhig und von einer ſtürmiſchen Neugierde ..

Einſtweilen beobachtete ich Nanja. Jawohl, ſie ſchminkte ſich.

Aber wozu und warum ſchminkte ſie ſich?

Unſerem Fenſter gegenüber war eine Schneiderwerkſtätte. Dort waren viele Mädchen beſchäftigt. Eine war auch immer ſo rot und weiß; die mußte ſich wahrſcheinlich auch ſchminken.

Und oben wohnte eine Witwe; die hatte zwei Töchter, die ſehr hübſch waren. Vielleicht war das auch nur geborgte Farbe auf ihrem Geſicht.

Ich hatte Mißtrauen gegen jedes ſchöne Geſicht, das ich ſah.

Ich wäre froh geweſen, wenn Mutter Nanja fortgeſchickt hätte. Ich hatte einen Ekel vor allem, was ſie anrührte und wuſch mir jedesmal, wenn ſie mir nahekam, die Hände.

Abends erwartete ſie mich im Vorſaal. Ich ſtand bei ihr, um ihr unſern Franzoſen zu zeigen.

Als er herunterkam, flüſterte ich ihr zu: Das iſt er.

Da ſah ich, wie Nanja ihn mit ihren Augen verfolgte, ſo daß er ſich mehrmals umdrehte und Nanja anſah.

*

An einem Tage kamen ein paar Mädchen mit einem Geſchrei auf mich losgeſtürzt: Ha, Terrièr! Nun haben wir ihn durchſchaut! Er geht mit Ruſſinnen; ja, mit deiner Ruſſin geht er. Wir haben es geſehen.

Im Handumdrehen wußte es die ganze Anſtalt. Auf den Gängen bildeten ſich Verſammlungen . . .: man glaubt, er iſt ein feiner Herr, mit einem Dienſtmädchen geht er. Mit Mariannens Ruſſin.

O wie war ich auf dieſes Ereignis ſtolz; man kann ſich's denken . . .

Vor der nächſten franzöſiſchen Stunde ſchrieben ſie auf die Schultafel: La Russe, la Russe est une servante, la belle Russe.

Als Terrièr das Schulzimmer betrat und auf die Tafel ſah, runzelte er die Stirn, ſah uns finſter an und ſagte ſcharf: Essuyiez le tableau noir!

Sonntag ging Nanja aus.

Als ſie ſpät abends nach Hauſe kam und welke, ſchmutzig-gelbe Roſen mitgebracht hatte, fragte ich ſie: Wo waren Sie mit unſerem Lehrer Terrièr?

Sie ſah mich überraſcht an, ſenkte melancholiſch den Kopf und ſagte: Im Reſtaurant nächſt der Oper ſind wir geſeſſen, bei einer rotverhängten Lampe und Zigeunermuſik.

Ich fragte sie: Und diese Blumen hat er Ihnen gekauft?

Sie nickte.

Ich fragte: Warum stellen Sie sie nicht ins Wasser?

Sie sagte müde: Wozu? und überhaupt braucht man das Glas.

Ich sagte: Erzählen Sie mir, wie ist er, ich möchte gerne wissen, wie er sonst ist, wenn er nicht unterrichtet?

Nanja sagte: Er ist wie alle anderen. Er möchte wenig ausgeben und viel davon haben. Er möchte sich ein paar Stunden Vergessenheit kaufen ... wenn das möglich wäre.

Ich fragte: Was ist das, Nanja? Was meinen Sie damit?

Nanja schloß die Augen, roch an den Blumen und zerpflückte sie: So wie diese Blumen, bin ich zerpflückt, sagte sie ...

Ich sagte: Sie Arme!

Aber ich hatte kein Mitleid mit ihr ...

Nun hatte ich immer mit Nanja Geheimnisse. Jetzt hätte ich es nicht mehr wollen, daß sie von uns fortging.

Am letzten Tage vor den großen Weihnachtsferien machten wir mit Lina Hell „die Runde".

Wir beginnen beim Stephansplatz, sagte sie — wir wollen überhaupt „bummeln". Die Straßen waren ein einziger großer Jahrmarkt. Alle Menschen schienen die Häuser verlassen zu haben und hierher geeilt zu sein, um einzukaufen; alle Welt kaufte.

Es war eine schmierige, lange und enge Gasse mit niedrigen Häusern und grauen, wie erblindeten Fensterscheiben. Aus jedem Haustor kamen große und schöne,

prächtig angezogene Frauenzimmer heraus. Sie waren geſchminkt wie Nanja und hatten große falſche Brillanten. Sie gingen bis zur Ecke, blieben dort ſtehen und warteten; manche tauchten ſogleich im Lichte der abendlichen Stadt unter.

Immer neue kamen aus den Haustoren, gingen, ſtanden und warteten. In ihren Gebärden und in ihrem Gang war nebſt einer großen Aufdringlichkeit eine ſcheue Demut, wie ein getretenes Tier ſie hat.

Worauf warten ſie? fragte ich Lina Hell.

Auf Männer.

Wieſo?

In dieſem Augenblick kam eine mit einem Mann daher.

Sie ging voraus, er blieb ein paar Schritte zurück, als ſchämte er ſich; aber im Haustor trafen ſie einander.

Lina Hell ſagte: Jetzt kommt, ich werde euch noch etwas zeigen ...

Wir gingen.

Wieder dieſe verſteckten Gaſſen.

O — es war wie ein Märchen, wie ein Wunder, wie ein Traum.

Die Häuschen lagen da wie Spielzeug, mit den weißen Gardinen und Fuchſienſtöcken vor den niedrigen Fenſtern. In jedem Fenſter lehnte ein hübſch und kindlich friſierter Mädchenkopf.

Wenn man ſie aber näher betrachtete, ſahen ſie aus wie Nanja. Alle hatten das gleiche Geſicht ...

Worauf warten dieſe Mädchen? fragte ich Lina Hell.

Auf Männer. Und jetzt kommt das Intereſſante. Sie führte uns vor ein Fenſter. Da guckt einmal hinein, eine nach der andern, aber raſch!

Ich ſah ein kleines, nettes Zimmer, einfach eingerichtet, ein paar Photographien, ein paar Bilder, ein kleines Stück Teppich, eine ſpaniſche Wand mit chineſiſchen Bildern darauf gemalt, eine roſig verhängte Ampel. Einen Tiſch mit einem geblümten Tiſchtuch und zwei Lederſtühlen.

Am Tiſch ſaß ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, mit einem blaſſen Geſicht. Er ſaß da, den Kopf in die Hände geſtützt, wie in tiefem Nachdenken. Beim Ofen ſtand ein wunderbares Mädchen, beinahe ganz nackt.

Ich erſchrak ſehr.

Seht ihr, ſo geht es in dieſen Zimmern zu, erklärte uns Lina Hell.

Das Mädchen drinnen hatte uns erblickt, kam ſo nackt, wie es war, ans Fenſter und ſchlug die Läden zu.

Wir gingen noch die Gaſſe hinauf und dann wieder zurück.

Seht ihr, hier wohnen ſie, dieſe „Mädchen", da kommen die jungen Thereſianiſten zu ihnen.

Woher weißt du das?

Ach, das erfährt man doch mit der Zeit; ich habe es gehört.

Vor uns ging ein Mann her. Ich hatte ihm ins Geſicht geſchaut und ihn erkannt: Er iſt derſelbe, der bei dem Mädchen war, flüſterte ich den andern zu.

Das gibt es nicht, ſagten ſie.

Aber warum ſoll es das nicht geben? fragte Lina Hell. Er war bei ihr und jetzt geht er.

Ich habe noch nie eine ſo hübſche Zimmerecke geſehen! ſagte ich. Der glühende Ofen und die roſa verhängte Ampel, dieſes wunderbare nackte Mädchen und der blaſſe Mann ...

Nun ja und jetzt geht er nach Hauſe, in ſeine bürgerliche Wohnung, zu ſeiner bürgerlichen Frau.

Lina, ſchrie ich; es war unglaublich, was dieſes Mädchen alles wußte.

Eine ſagte: Aber ich ſah doch, wie ſie bei ihm ſtand und ſein Haar ſtreichelte und wie er ihre Hand küßte, gerade wie bei meiner Schweſter, wenn ſie auf einen Ball geht.

Du vergißt, daß deine Schweſter nicht nackt auf einen Ball geht! ...

Es war ſpät geworden, wir mußten nach Hauſe.

Wir waren ſechs und gingen in einer Reihe die Ringſtraße hinauf, wo es ruhig und ſtill war.

Eine ſagte plötzlich ernſthaft, haſtig und ſtockend: Weiß eine von euch, was das iſt: Liebe?

Ich ging am äußerſten Ende und konnte nicht gut verſtehen: Was, Diebe?

Nein, Liebe.

Ich ging bebend dahin, wie leicht berauſcht, ich fror; ich hatte Kopfſchmerzen und überhaupt ein ſchweres Herz ...

Ja ... Jemand hatte das Wort „Liebe" ausgeſprochen ...

*

Eine Reihe müßiger Tage lag vor mir, vor allem Freiheit.

Ich dachte: ſchließlich weiß ich ein gutes Stück mehr, und das iſt gut ſo, angenehm einesteils, wenn dieſe dumme Ungewißheit von einem genommen wird. Dieſe Neugierde, die einen verzehrt! Ich möchte doch alles gerne wiſſen, wie es da zugeht im Leben. Wohl hatte ich ein beklommenes Herz, das ſpürte ich bei jedem Atemzug. Aber wie nennen das die erwachſenen Leute? Nennen ſie es Erfahrung? O, wenn ich daran denke, wie dumm ich war, ehe ich das wußte.

Und ſo wäre ja alles gut geweſen, wenn nur dieſe Sachen Stenographie und Mathematik nicht geweſen wären. Ich konnte das nicht erlernen. Und es war doch ſo notwendig für das praktiſche Leben. Immer hörten wir: Warten Sie, wenn Sie erſt einmal draußen ſind im Leben! Sogar Terrièr ſagte es: Hélas — vie, c'est la lutte!

Terrièr, Charles Terrièr, der ſich Vergeſſenheit kaufte!

Die Lehrer waren gut; ſie ſagten nichts dazu, daß ich den „Grafen von Monte Chriſto" las, ſtatt meine Schularbeiten zu machen.

Aber traurig war es doch.

Ich hätte etwas anderes lernen ſollen. Das Kaufmänniſche intereſſierte mich nicht. Das waren tote Dinge, die nur da waren, um einen zu ängſtigen und nachts nicht einſchlafen zu laſſen.

*

Am zweiten Feiertag ſtand Manja am Fenſter. Sie rief mich zu ſich und ſagte: Da, blicken Sie einmal hinunter in den Hof, da können Sie etwas ſehen!

Lori, die Tochter der Hausbeſorgerin auf einem Herrenrad, das ein junger, wunderſchöner Menſch führte.

Im Augenblick dachte ich: O, könnte ich Lori ſein und auf einem Rad ſitzen!

Nanja ſagte fortwährend: Was für ein ſchöner Menſch. Hol' mich der Kuckuck, wieder ein Blonder. Die Blonden ſind mein Unglück.

Ich wollte gerne wiſſen, wieſo die Blonden Nanjas Unglück wären.

Sie riß das Fenſter auf. Ich ſah mit ihr hinaus. Sie drückte mich mit ihrem ſcharfkantigen Ellbogen weg: E' ſind Sie doch nicht ſo aufdringlich.

Ich war ärgerlich auf Nanja: Sie ſind aufdringlich.

Sie ließ mich ruhig hinausſehen.

Nanja ſagte mit ihrer zerknitterten Stimme zu mir: Schauen Sie, wie ſie alle gaffen.

Richtig waren alle Fenſter voll Frauen. Oben in der Schneiderwerkſtätte und drüben, bei der Witwe Bauer. Die Witwe Bauer erzeugte ein patentiertes Haarwaſſer. Bauer, Parfümerie, Kosmetik, Maniküre uſw. hatte ich auf dem Schild geleſen. Ihre zwei Töchter waren roſige, tief verſchleierte Mädchen; die hörte man, ſpät abends, wenn ſie nach Hauſe kamen, auf Stiegen und Gängen rufen: Grüß Gott — o, grüß Gott, auf jedem Stockwerk mehrere Male, als hätten ſie im Hauſe ein paar Dutzend Bekannte gehabt. Ihre Mutter ging auch tief verſchleiert, aber in einem alten, kleinen Hut.

Ich hatte oben auf dem Hängeboden in einer alten Truhe Briefe geleſen — auf verſchoſſenem Roſapapier. Daher wußte ich es, daß Frau Bauer ihren Mann

durch die Zeitungsannonce kennengelernt hatte. Einmal hatte Herr Bauer auf einen Zettel geschrieben: Erkennungszeichen: kurze Mundpfeife, Spitzbart, Manilahut; während sie eine rote Rose im Gürtel haben und mit einem weißen Taschentuch winken sollte: auf diese Weise konnten sie sich nicht verfehlen.

Dann schrieb er, daß sie einen guten Eindruck auf ihn gemacht habe — besonders ihre Augen, und sie werde fortan sein guter Genius sein, denn er sei nicht wie andere Männer und wenn er heirate, wolle er glücklich werden — sonst bliebe er lieber allein.

Sie hinwiederum schrieb, daß ihr ein edles Gemüt und gute Behandlung über alles ginge, die Hauptsache aber wäre die Pensionierung und Altersversorgung, die er, wenn auch als kleiner Staatsbeamter sicher habe. Es wäre immerhin etwas, worauf man sich verlassen konnte ... Und für die alten Tage hat man sein warmes Nest. In den weiteren Briefen war immer seltener die Rede von den herrlichen Augen und dem edlen Gemüt.

Ich fragte: Nanja, haben Sie die Briefe auf dem Boden gelesen?

Was für Briefe?

Die Frau Bauer an ihren Mann geschrieben hat; durch die Zeitungsannonce haben sie einander kennengelernt.

Nanja dachte eine Weile nach, dann sagte sie: Das ist ein Schwindel.

Ich sagte: Sehen Sie, und sie haben sich doch geheiratet, durch die Annonce.

Nun ja — einmal in hundert Fällen ...

Nanja konnte es nicht unterlaſſen, hinunterzublicken.

Ich fragte: Iſt er wirklich ſo ſchön?

Nanja rief laut: Mehr als ein Menſch, er iſt ein Engel.

Nanja, ſchämen Sie ſich nicht, ſo zu gaffen wie die anderen? Er könnte es bemerken, wie Sie ihn bewundern.

Drüben ſtanden die Töchter der Frau Bauer, hinter dem Vorhang verſteckt.

Wie ſie wohl heißen? dachte ich; ob es Zwillingsſchweſtern ſind, denn ſie ſehen ganz gleich aus.

Nanja ſagte wutentbrannt: Ich könnte ſie an den Schultern nehmen und ſchütteln, weil ſie ſo ungeſchickt iſt. Sie will ja nicht Radfahren lernen, bloß ihre Beine hin und her ſchmeißen will ſie; das möchte ihr gefallen.

Ich fühlte, wie ich glühend rot wurde. Etwas Neues. Bisher war das nur geſchehen, wenn ich meiner Mutter eine Lüge geſagt hatte: Nanja, wie können Sie ſo etwas reden?

Nanja ſchrie außer ſich: Da ſchauen Sie, da ſchauen Sie, jetzt fällt ſie; das iſt aber klug, pfui! Und ſie ſchlug das Fenſter zu.

In dem Augenblick ſah der ſchöne, junge Menſch zu uns hinauf.

Nanja, er hat Sie gehört, rief ich ganz beſtürzt.

Lori lag auf der Erde und ließ ſich aufheben. Sie ſah fein aus in ihrem Lodenkleid. Er ſah aus wie der Hermes aus Bronze in der Kanzlei unſeres Direktors.

Zwei ſchöne Menſchen, dachte ich. Jung und fröhlich, und alle ſchauen ihnen zu. Gleichſam vor aller Welt ſehen ſie einander in die Augen.

Nanja? Wer war dagegen Nanja? eine entblätterte

gelb-ſchmutzige Blume, unſere Schuhe putzte ſie und Terrièr verbeſſerte die Fehler in unſeren Heften und für das Geld, das er dafür bekam, kaufte er ſich abends bei Zigeunermuſik Vergeſſenheit.

Ich hätte fliehen mögen vor Ekel, weit fort, wenn Nanja bei mir war.

Ich ging fort aus ihrer Nähe, ſchloß mich im Zimmer ein, legte den Kopf auf den Teppich neben meinem Bett und dachte: Nanja — o, nehmt ſie fort von mir. Ich mußte heiß weinen. Danach fühlte ich, wie ich ruhiger wurde, wie in mein Herz erſt ſchüchtern, dann wie unter Jubelbrauſen ſtürmiſche Zärtlichkeit einzog. Für wen? Für niemand. Für meine eigenen weinenden, brennenden Augen. Ich ſprang auf und badete mein Geſicht im kalten Waſſer.

Dann wurde ich ganz ruhig.

*

Es kamen Tage der Ruheloſigkeit: Bangigkeit, Gedanken, Grübeleien, die mir wie Gift ins Blut drangen.

Frau Reiner kam und ſagte zu meiner Mutter: Ihre Tochter iſt blaß, ſchicken Sie ſie doch mehr ſpazieren, damit ſie nicht bleichſüchtig wird.

Und Herr Reiner ſagte: Dieſe jungen Mädchen ſind wie ſeltſame Blumen. Sie ſind wie Gottes zarteſtes Geheimnis. Sie ſind kleine, weiße Engel, voll Duft und Geſang, und wenn der Abend kommt, werden ſie müde, laſſen die Köpfchen hängen und weinen — um nichts ...

Meine Mutter ſchloß mich liebevoll in ihre Arme: Mein Kind!

Dann fragte ſie, während ſie meinen Kopf an ihrer Bruſt geborgen hielt:

Glauben Sie, daß ſie hübſch wird?

Herr Reiner ſagte: Es iſt nicht die Hauptſache; mehr iſt, daß ſie ein ſtarkes und mutiges Herz hat und Hände, die gerne nach der Pflicht greifen.

Meine Mutter ſagte: Ja, darum ſoll ſie auch einen Beruf haben.

Ich hätte aufſchreien mögen: — Mutter — hilf mir — heute war er wieder da! Dieſer Fremde, Grauſige! Aber ich ſagte nichts.

Frau Reiner erteilte ihrem Mann einen Verweis, weil er „ſolch ein Poet" ſei.

Herr Reiner ſagte zu ſeiner Frau: Alles zu ſeiner Zeit — wenn ich im Bureau bin, denke ich an Geſchäfte, Rechnungen. — Aber wenn ich ein ſo junges Mädchen mit einem ſo traurigen Geſicht ſehe, dann muß ich an die Veilchen im grünen Wald denken, an die Natur und an alles Schöne und Süße.

Ich hätte rufen mögen — rufen um Hilfe.

Einmal kam Frau Bauer. Sie bat, meine Mutter möge entſchuldigen, ſie wolle nur fragen, wo ſie das Haarfärbemittel kaufe.

Meine Mutter war ſehr freundlich mit Frau Bauer und nannte ihr das Geſchäft. Und ſie ſprachen längere Zeit vom Haarfärben. Meine Mutter ſagte: Mein Mann fürchtet ſich vor den weißen Haaren wie vor Geſpenſtern ... Und beim Geſchäft! Wer nimmt einen weißhaarigen Mann? Nein, kein Menſch nimmt gern Alte — nur Junge.

Seither kam Frau Bauer manchmal zu meiner Mutter auf einen kleinen Tratsch. Einmal kamen die beiden Töchter, rotblonde, verschleierte Mädchen, und holten ihre Mutter ab. Melitta und Edith hießen sie und waren Verkäuferinnen in Parfümeriegeschäften. Ich hatte keine Achtung vor ihnen, weil ich gesehen hatte, wie sie damals hinter dem Vorhang versteckt standen.

Einmal sagte Frau Bauer: Meine Töchter kommen heute spät nach Hause; sie sind mit Herrn Alfred Schindler ins Theater gegangen.

Flugs lief ich hinaus in die Küche und erzählte es Nanja.

Nanja sagte nichts, nur ihr Gesicht verzerrte sich; sie biß sich heftig auf die Lippe. Ich beschloß, diesen Abend nicht zu Bett zu gehen und zu warten, bis sie nach Hause kämen.

Zitternd stand ich am Fenster und gab acht. Endlich sah ich im Hof einen Lichtschein. Das waren sie. In den Strümpfen, wie ich war, mit losgelösten Zöpfen und im weißen Nachtkleid ging ich mit einem Glas auf den Gang und tat, als holte ich Wasser.

Da kamen sie an mir vorbei, lachend und plaudernd — alle drei — Grüß Gott — sagten die zwei Blonden zu mir. Der junge, wunderschöne Alfred Schindler trug seinen Hut in der Hand, verbeugte sich vor mir und sagte: Guten Abend, Fräulein.

Ich lief geschwind in unsere Wohnung, ich wäre beinahe umgefallen vor — Seligkeit.

Nanja ging ſeufzend umher und ſagte ein über das andere Mal: Welch ein ſchöner Menſch.

Ich fragte: Und Terrièr?

Sie ſagte: Mit ihm mach' ich Schluß.

Ich ſchrie ſie an: Sie müſſen bei unſerem Lehrer Terrièr bleiben.

Wer ſagt Ihnen das?

So; weil er Sie liebt. Sie müſſen bei Terrièr bleiben.

Ich haßte Nanja und es zog mich trotzdem zu ihr.

Ich hätte gerne alle ihre Gedanken gewußt.

*

Die zwei Töchter der Frau Bauer, Melitta und Edith, bekamen aus der Schneiderwerkſtätte im Hauſe neue himmelblaue Ballkleider.

Frau Bauer ſchickte ihr Dienſtmädchen zu uns, fragen, ob meine Mutter mit mir hinaufkommen wolle, die beiden Fräulein anſchauen, ſie probierten.

Meine Mutter entſchuldigte ſich, ſie hätte leider keine Zeit, es wäre der Erſte, da müſſe ſie ihrem Mann einkaſſieren helfen; davon ſei ſie zum Umſinken müde.

Als ob ich je im Leben für dergleichen Zeit gehabt hätte, ſagte meine Mutter nachher. Nanja raunte meiner Mutter zu: Sie hofft auf den jungen Schindler für ihre Töchter.

Alle zwei können ihn doch nicht heiraten, meinte Mutter.

Alle zwei nicht, aber eine.

Leiſe wagte ich es zu ſagen: Mama, dürfte nicht ich hinaufgehen?

Wozu?

Sie anſchauen, in den Ballkleidern.

Haſt du nichts zu lernen?

Nein; wir haben nichts auf; darf ich alſo?

Gern ſehe ich es nicht, wenn du aber durchaus willſt, geh; aber bleib nicht zu lange.

Blitzgeſchwind war ich aus dem Zimmer. Draußen, draußen bei der Tür.

Nanja kam mir nachgeſchlichen und rief: Wohin laufen Sie?

Aber da war ich ſchon oben im vierten Stock. An einer Türe ſtand: Schindler; das war es nicht. Richtig, ein Stock tiefer: Bauer, Parfümerie uſw...

Ich war ohne Atem, und gewaltig klopfte mir das Herz.

Jetzt ſah ich, daß ich nur einen Schuh an meinem Fuß hatte und mein älteſtes Hauskleid trug. Ich wäre gerne zurückgelaufen, um meinen zweiten Schuh. Aber ich hatte vor Nanja ſolche Angſt.

Drinnen tanzten ſie wahrſcheinlich; es war ein Lärm wie von klatſchenden Händen, ſtampfenden Füßen.

Das Dienſtmädchen machte mir auf und zeigte auf eine Türe; ich öffnete langſam. In der Mitte ſtand Alfred Schindler und um ihn herum Melitta und Edith in ausgeſchnittenen blauen Ballkleidern und die Frau aus der Schneiderwerkſtätte mit allen ihren Mädchen war da.

Wollt ihr nicht einmal herumtanzen? fragte Frau Bauer; aber die Kleider zieht vorher aus, ſonſt verſchwitzt ihr ſie, noch ehe ihr auf den Ball geht.

Sie gingen ins Nebenzimmer. Der junge Schindler wollte mit hineingehen, ihnen behilflich ſein. Darüber lachten die zwei ohne Ende und die Schneiderinnen knif-

fen einander in Verlegenheit. Frau Bauer zog ihr ſchmales Mündchen etwas in die Breite, wodurch ein ſäuerliches Lachen entſtand und klapſte dem jungen Schindler auf die Hand, was heißen ſollte: Sie Schlimmer! ich hatte das ſchon bei manchen Gelegenheiten gehört und wußte es daher.

Er ging alſo nicht hinein und ließ die zwei ſich allein ankleiden.

Ich trat an Frau Bauer heran und ſagte: ... ich bin gekommen ... meine Mutter läßt ſich entſchuldigen — ſie hat leider keine Zeit. — Ich bebte noch immer an allen Gliedern und mein Herz hatte noch immer nicht ſeinen Gleichtakt gefunden. Im Gegenteil, es klopfte immer ſtärker und darüber erſchrak ich, denn ich wußte nicht warum.

Frau Bauer ſah mich an und fragte mich: Nun, wie gefallen ſie Ihnen? (Sie meinte ihre Töchter.)

Ich ſagte zerſtreut: Sehr ſchön.

Der junge Schindler ſtand in der Mitte des Zimmers, die Hände in den Taſchen ſeines braunen Samtrockes, die Zigarette im Munde. Vier Paar Frauenaugen lagen auf ſeinem Geſicht. Mich hatte er zu grüßen vergeſſen.

Das eine Fräulein ſtreckte zwiſchen der Tür einen nackten Arm heraus und rief: Mama, wo iſt mein Hauskleid? Und da ſie keine Antwort erhielt, ſtampfte ſie mit dem Fuß: Mama, wo hat Marie mein Hauskleid hingetan? Drinnen rief ihre Schweſter: Hier iſt es. Dann erſt verſchwand der weiße, nackte Arm, den Alfred Schindler ſich angeſehen hatte.

In mir wühlte etwas: O, wie iſt dieſes Leben ſo furcht-

bar! Ich wollte, ich wäre nicht in dieſe fremde Wohnung gekommen. Warum hatte ich meiner Mutter nicht gehorcht.

Jetzt ſtand ich zitternd da, beſchämt und vom Herzensgrunde überflüſſig.

Ich preßte die Zähne zuſammen, wie ich dort ſaß, in der Ecke bei der Türe, während alle andern vorne ſtanden und ſich vergnügten.

Dieſen Tag muß ich mir merken, dachte ich; wenn ich hinunterkomme, ſchreibe ich das Datum in mein Notizbuch ein; den Tag, an dem ich am unglücklichſten war von allen Menſchen. Es war eine Schande, daß ich da ſaß und Geſpräche anhörte.

Und was mich erwartete, wenn ich hinunterkam. Nanja, die böſe Nanja, die ich ſo eigentümlich haßte. Ich war beinahe krank von ihrer Gegenwart.

Jetzt kamen Melitta und Edith aus dem Nebenzimmer. Mein Gott, wie ſie ſchön waren!

Ich mußte an meinen einen Schuh und an mein altes Hauskleid denken; wie ein Bettelmädchen ſah ich aus. Ich mußte an Mutters Worte denken: Nie wirſt du etwas auf dich halten, wie andere junge Mädchen.

Nun waren ſie doch ins Nebenzimmer gegangen, die zwei mit dem jungen Schindler.

Ich dachte: jetzt lauf ich geſchwind fort, ehe ſie wieder hereinkommen. Ich wollte fort. Aber ich konnte nicht. Ich blieb.

Frau Bauer unterhielt ſich mit den Schneiderinnen, ſie fragte: Wollten Sie nicht tanzen?

Melitta kam heraus, ſetzte ſich ans Pianino und ſpielte

einen Strauß-Walzer, den alle mitſangen. Alle wiegten ſich in den Hüften, bewegten die Köpfe im Takt.

Edith aber tanzte mit dem jungen Schindler.

Sie war nicht hübſch, aber jetzt im Tanze war ſie ſchön. Das kleine Zimmer war voll Leben und Jubel.

Ich ſelbſt war nicht mehr unglücklich und ich hatte nur einen Wunſch: auch zu tanzen.

Er tanzte mit der andern Schweſter, dann mit den Schneiderinnen und zuletzt mit Frau Bauer. Doch Frau Bauer blieb nach den erſten paar Schritten ſtehen und beſann ſich. Ich bin doch ſchon zu alt. Ihre Tochter ſpielte den Walzer zu Ende, alle ſangen:

Gibt's Sturm, gibt's Schnee,
Gibt's Sonnenſchein,
Wie es auch kommt —
Ich füg' mich drein ...

Abſeits ſtand ein Mädchen — ſie war häßlich; ſie hatte nicht getanzt. Am Halſe hatte ſie eine große, bleiche Narbe. Sie war eine von den Schneiderinnen. Nun ſtand ich auf und ſetzte mich zu ihr. Ihre guten Augen hatten mich zu ihr hingezogen.

Wie fröhlich ſie ſind! ſagte ſie mit einer feinen und leiſen Stimme. Warum tanzen S i e nicht?

Augenblicklich dachte ich: es hat mich ja niemand eingeladen.

Aber laut ſagte ich: Mit dem einen Schuh? Ich habe den zweiten zu Hauſe vergeſſen.

Es wird wohl hier im Hauſe noch einen Schuh für Sie geben — einſtweilen.

Ich ſagte raſch: Ich kann ja noch nicht tanzen.

Ich hatte Angſt, es könnte ein Schuh für mich gefunden werden.

Und gerade Ihnen hätte ich gerne zugeſchaut, ſagte das Mädchen zu mir, weil Sie noch ſo jung ſind.

Ich hatte ein Geſpräch. Ich war eifrig bemüht zu ſprechen: Haben Sie geſehen, Frau Bauer tanzte, aber ſie war gleich müde. Ich fühlte mich wohl bei dem guten Mädchen. Ich hätte ihr gerne noch manches erzählt. O, ſie hätte mich verſtanden. Eine kleine Weile überlegte ich, dann ergriff ich ihre Hand und ſagte: ... Fräulein, ich möchte — Ihnen gerne etwas anvertrauen. Und ich erzählte ihr von dem Alten, der in der Dunkelheit auf mich wartet, Tag für Tag.

Sie lächelte zuerſt, dann wurde ſie ernſthaft, faſt traurig und ſagte: Wenn Sie ihn wieder ſehen, ſo drücken Sie raſch auf die Glocke zum Schneiderſalon, dann komme ich hinunter. Ich will einmal ſehen, ob es der iſt, den ich meine.

Sie ſtand auf und ſagte: Ich bin müde. In dieſer Woche habe ich täglich zwölf Stunden gearbeitet.

Wir drückten uns herzlich die Hand.

Als ſie fort war, fragte Frau Bauer die Prinzipalin: Was für eine große Narbe hat das arme Mädchen oben am Halſe?

Und die Prinzipalin erzählte die traurige Geſchichte: Vor zwei Jahren ſtarb die Mutter des Mädchens und hat ſie ganz allein in der Welt zurückgelaſſen. Darüber hat ſie ſich ſo ſehr gekränkt, daß ſie ſich das Leben nehmen wollte.

Was hat ſie getan? rief ich erſchaudernd.

Den Hals wollte ſie ſich abſchneiden. Nun hörten alle zu.

Ich ſah den jungen Schindler an. Der junge Schindler ſah Fräulein Melitta an.

Und was iſt dann geſchehen?

Es war ein angenehmes Ausruhen meiner Augen auf dem Geſicht des jungen Schindler, während mir das Grauen bis ins Mark kroch.

Ich hatte das erſtemal gehört, daß man ſich das Leben nehmen konnte.

Die Prinzipalin fuhr fort zu erzählen: Zwei Monate hat ſie im Spital gelegen; mit Mühe und Not wurde ſie gerettet. Ich habe ſie wieder in die Werkſtätte aufgenommen, ſie hat wieder fleißig gearbeitet. Aber es vergeht kein Sonntag, an dem ſie nicht das Grab beſucht; für ihre erſparten Groſchen trägt ſie Veilchen und Roſen hinaus auf den Hügel.

Frau Bauer hatte auf einmal Tränen in den Augen und ſagte leiſe der Prinzipalin ins Ohr: So kann es einmal meinen Kindern ergehen.

Da aber ſprach ſchon Fräulein Edith: Wie kann man ſich ſo verunſtalten?

Und Fräulein Melitta ſagte: Und nicht einmal von einem hohen Kragen, einer weißen Rüſche verdeckt, trägt ſie die Narbe, ſondern ganz frei — es iſt beinahe ekelhaft ...

Ich ſagte leiſe, zaghaft: Aber bedenken Sie doch, daß ſie ſterben wollte.

Frau Bauer ſagte: Ja, es iſt gleichſam wie eine Buße, die ſie auf ſich genommen.

Ich dachte: es iſt ein Opfer. Sie opfert täglich der toten Mutter, indem ſie mit der häßlichen Narbe unter Menſchen geht, die ſie darum verabſcheuen oder bemitleiden.

Es blieb eine Weile ſtill; ich ſaß und träumte mit wachen Augen ...

Auf einmal ſtand der junge Schindler neben mir und ſagte: Und Sie tanzen nicht?

Ich wußte, daß mich alle anſahen und ich ſchämte mich, weil ich ſo rot wurde.

Ich hab' nur einen Schuh, ſagte ich, und verſteckte meine Füße unter meinem Rock.

Ach ſo! ſagte der junge Schindler und ſah mich lachend an.

Fräulein Edith rief herüber: Zeigen Sie her!

Ich verſteckte meinen Fuß noch mehr. Ich war enttäuſcht.

Die Prinzipalin ſetzte ſich mit Frau Bauer zuſammen. Sie ſprachen vom Geſchäft, vom Heiraten, von den verſtorbenen Männern und ſchließlich von der eigenen Jugendzeit.

Das kleine Lehrmädchen ſah begierig zur Prinzipalin hinüber; ſie fing jedes Wort auf, horchte mit roten Ohren.

Die Prinzipalin ſagte zu ihr: Sie können nach Hauſe gehen, Amalia.

Da machte ſich Amalia auf, um zu gehen. Ich glaube, ſie wollte noch gerne länger bleiben. Sie grüßte, man antwortete ihr kaum. Bloß ich ſagte laut und freundlich: Guten Abend, Fräulein, obgleich ſie kleiner war als ich. Deshalb mußte ich mich abermals ſchämen, weil ich ganz allein das kleine Lehrmädchen gegrüßt hatte. Es war

nichts an dieſem Abend. Alles ging ſchief. Wäre ich lieber zu Hauſe geblieben. Alfred Schindler ſtand bei den jungen Mädchen. Mich ſchmerzten die Augen von ſehnſüchtigem Schauen.

Später ſtand ich im dunkeln Vorzimmer. Ich hatte mich hinausgeſchlichen; ich zögerte noch ein klein wenig, hinaufzugehen. Der junge Schindler ſtand plötzlich neben mir und ſagte: So einſam?

Ja, ſagte ich.

Er fragte: Sind Sie immer ſo?

Ich ſagte: Ja, ich bin immer ſo.

Da wurden wir hineingerufen.

Frau Bauer ſagte: Spielt ein Pfänderſpiel!

Ich dachte: was antworte ich, wenn er wieder zu mir ſpricht?

Wir ſetzten uns rings um den Tiſch.

Als die Reihe an mir war, hatte ich in meiner Zerſtreutheit raſch verſpielt. Ein Pfand her, hieß es. Ich habe nichts. Der junge Schindler ſagte: Geben Sie mir Ihren einen Schuh. Ich gab ihm den Schuh.

Alle lachten.

Ich war ein wenig glücklicher als früher. Alle gaben Pfänder her.

Zum Schluß ſagte der junge Schindler: Jeder, der ſein Pfand zurück haben will, muß mir einen Kuß geben.

Die zwei Schneiderinnen gaben raſche Küſſe her und bekamen ihre Pfänder wieder.

Frau Bauer lächelte ſäuerlich, ſagte: Was iſt dabei? küßte ihn und bekam ihr Pfand.

Fräulein Edith wollte keinen Kuß, sie sagte, sie müsse ihr Pfand auch so bekommen.

Da aber sagte der junge Schindler: Um keinen Preis. Und nach einem langen Kampf bekam er den Kuß.

Fräulein Melitta sagte, sie wolle keinen Kuß, da möge er sich lieber das Pfand behalten, sie habe genug Schildpattnadeln.

Er sagte, nun gut, dann behalte er sie eben.

Jetzt kam er zu mir. Ich saß da und es war mir kalt und ich hatte plötzlich keinen Herzschlag und es war mir mühsam zu atmen.

Er kam und sein wunderschönes, lächelndes Gesicht lag im Schatten, und in der Hand, die er auf dem Rücken hielt, war mein Schuh. Er sagte weich und leise und beugte sich zu mir: Bekomme ich meinen Kuß?

Ich schluchzte laut: Nein! und bedeckte mein Gesicht mit den Händen.

Er sagte lächelnd: Dann behalte ich Ihren Schuh.

Ich sagte nichts, ich verbarg nur mein Gesicht noch mehr und weinte heftig.

Der junge Schindler ging umher, mit dem Schuh und der Schildpattnadel. Er lächelte und sprach: Die Nadel schenk' ich jemandem, einem reizenden Mädchen. Aber der Schuh — was fange ich mit dem kleinen Schuh hier an?

Ich rief weinend: Geben Sie mir meinen Schuh.

Ich hatte wirklich Angst, er könnte ihn mir nicht wiedergeben. Und Mutter und Nanja würden fragen: Wo ist der zweite Schuh?

Geben Sie mir einen Kuß, dann bekommen Sie Ihren Schuh!

Nein, nein!

Alle lachten, am meiſten Melitta.

Die Prinzipalin empfahl ſich; als ſie an mir vorbeiging, ſagte ſie leiſe: Es iſt ja kein Verbrechen, wenn Sie ihm den Kuß geben, ſo einem ſchönen, jungen Menſchen.

Nein, nein.

Ich dachte: wie glücklich bin ich. Wer hätte das gedacht! Was geht überhaupt mit mir vor? Was habe ich für eine ſüße Müdigkeit in den Gliedern. Und — ich kann ja nicht atmen, ich erſticke. Was iſt das für ein komiſches Glück? Was für eine fremde Seligkeit?

Und ich dachte: wenn er noch einmal zu mir kommt, laufe ich davon.

Frau Bauer überredete ihre Tochter, doch keine Geſchichten zu machen, um doch die Haarnadel zurückzubekommen.

Da ging Fräulein Melitta lachend zu ihm, faßte raſch ſeinen Kopf und küßte ihn zweimal, dann nahm ſie ihre Haarnadel und ſteckte ſie ins Haar. Und darauf war es, als ob nichts wäre.

Er fragte: Was fange ich nur mit dem kleinen Schuh an?

Ich ſagte nichts, ich hörte wie im Traum.

Frau Baber bat für mich: Geben Sie ihr den Schuh, Sie ſehen ja, ſie weint.

Da kam er und ſah mich lächelnd an und ſagte: Bitte! und gab mir den Schuh. Ich ſchlüpfte raſch hinein, ſagte gute Nacht und eilte davon.

Jetzt fielen meine Tränen. Ich war wild zornig über

mich. Ich ſchrie mir ſelbſt zu: Wie unglücklich bin ich! wie unglücklich bin ich! wie unglücklich!

Ich ging langſam über die Stiege und wiſchte mir die Tränen von den Wangen.

In der Fenſterniſche des zweiten Stockwerkes ſtand „der Alte" und ſtreckte die Arme nach mir aus. Ich ſchrie heftig — da hatte er mich ſchon in ſeine Arme gezogen.

Fräulein Melitta kam die Stiege heruntergelaufen ... Was iſt los? Auf einmal ſagte ſie ſehr laut und lachend: Grüß Gott — o, grüß Gott, Herr Lauch! ...

Sie kam zu mir: Was haben Sie? Sie ſind ja beinahe geſtorben.

Ich habe ſolche Angſt.

Ja wovor denn?

Vor dem „Alten".

Vor Herrn Lauch?

War das Herr Lauch?

Natürlich war das Herr Lauch. Herr Lauch vom dritten Stock. Kennen Sie nicht ſeine Frau und ſeine drei Jungen?

Nein, ich kannte ihn nicht.

Melitta ſagte: Nun weiß ich es: er ſtellt Ihnen nach? Ja, er iſt ſchon ſo: die ganz jungen Mädchen ſind ſein Sport.

Alſo nur ein Herr Lauch, fragte ich, nichts weiter?

Was weiter — Im Theater bläſt er Flöte. Gehen Sie ruhig nach Hauſe. Wir werden es ihm verbieten, dieſem „Alten".

Sie führte mich bis zu unſerer Tür, klingelte, Nanja ſtand da.

Alexander und das Brüderchen ſchliefen im Kabinett.

Alexander hatte auch im Schlafe ſein trotziges, zänkiſches Geſicht. Der kleine Joſef lag da, ein hilfloſes Kind mit über der Bruſt gefalteten, kleinen, ſchmalen Händen. Zum erſtenmal ſah ich, was für ein trauriges Geſichtlein er hatte, wie der Kerzenſchein auf ſeinen Wangen tanzte. Mit wem hatte er dieſe traurige Ähnlichkeit — ach, mit Johanna. Es war ſpät geworden.

Ich ging in mein Kabinett, kleidete mich aus und ſchlüpfte ins Bett. Ich konnte nichts denken. Ich lag auf dem Rücken, die Arme im Genick und ſtarrte ins Dunkel.

Das kleine Licht des Garderobehäuschens blinkte zum Fenſter herein. Abgeriſſene Sätze gingen mir durch den Kopf — wie die Melodien im Baßton, die von unten heraufkamen, ſooft die Saaltür ſich öffnete.

Abgeriſſene Gedanken ...

... Im Frühling wird es ſchön ſein, wenn die zwei Bäume blühen ... dieſe zwei Bäume aber ſehen aus, als könnten ſie nie grün ſein, nur immer ſchwarz — und doch iſt es eine Täuſchung.

... Mein Vater hat ſeit den letzten Monaten ein ſo altes Geſicht. Ob es wahr iſt, daß er an der Leber leidet. Wenn ſich die ſchwarze Farbe von ſeinem Haar verwiſcht, ſteht ein Greis da ...

Jemand ging durch den finſteren Hof und pfiff. Es entſtand ein Lärm; die Volksſänger gingen nach Hauſe. Gute Nacht, ſagte eine tiefe Stimme; das war der Kapellmeiſter. Nach einiger Zeit war es lautlos ſtill.

Ich hörte ſamtweiche Tritte; das konnte nur Nanja ſein.

Ich zog die Decke über den Kopf; jemand machte die

Tür auf. Ein Lichtſchein kam durch die Decke bis zu meinen Augen.

Schlafen Sie? ... Ob Sie ſchlafen — da unter Ihrer Decke?

Ich fuhr wie ſchlaftrunken herum. Was wollen Sie?

Ich muß da wo meinen Kamm gelaſſen haben und meinen kleinen Handſpiegel.

Und deshalb wecken Sie mich? Das muß ich Mama erzählen.

Ich werde auch erzählen, ha, ha — ſo manches.

Und ach — wie entſetzlich ſie lachte!

Gehen Sie hinaus und laſſen Sie mich ſchlafen.

Erſt muß ich meinen Kamm finden.

Sie leuchtete mir mit der Kerze ins Geſicht.

O, wie war ſie ſchrecklich mit ihrem balſamierten Geſicht.

Ich zog die Decke über meine Augen und blieb ſo, bis Nanja das Zimmer verlaſſen hatte.

Sie ſagte noch: Ich werd's ſchon erzählen.

Was? Was konnte ſie erzählen? Hab' ich etwas getan?

Nein — ich nicht — aber es iſt mir etwas geſchehen, der junge Schindler wollte einen Kuß — und ein fremder Mann hat mich umarmt.

Aber woher wußte es Nanja?

Was war denn eigentlich geſchehen?

Wer weiß, was Nanja Mama erzählen wird; ſicher eine Lüge.

Ich hätte nicht hinaufgehen ſollen.

Man bleibt zu Hauſe, in ſeinen vier Wänden — dann kann einem nichts geſchehen.

Man bleibt zu Hauſe mit einem Buch.

Ein Buch iſt der beſte Freund eines Menſchen.

Was wird ſpäter ſein? Wie kann man ſich vor all dem Furchtbaren, das es gibt, retten?

Die Menſchen ſind ſo ſpöttiſch. Immer, wenn einem weh im Herzen iſt, lachen ſie. Keiner kann treu und gut ſein.

Schillers Turandot iſt ſo ſchön!

Ich bin ſo müde und ſo traurig und ſo verzagt.

Gleich werde ich einſchlafen ...

Wenn ich Turandot wäre und er der Königsſohn, dem ich das Leben rette!

O, ich könnte mein Leben für ihn geben.

... Fräulein Melitta war nett mit mir, aber ich kann ſie nicht leiden, wahrſcheinlich lacht ſie über mich.

Wenn wir nächſtens wieder Pfänder ſpielen ſollten ...

*

Am andern Morgen erwachte ich und fühlte mich krank.

Bleibe vormittag im Bett, ſagte Mutter. Nanja räumte mein Kabinett auf.

Was haben Sie geſtern für Unſinn getrieben bei Bauer?

Ich habe nichts getrieben.

Ja, mit Ihrem Schuh? Wie Sie rot werden! Marie hat mir alles erzählt.

Das iſt eine Lüge.

Ich hielt es hier nicht aus. Ich ſtand auf. Nachmittag gehe ich in die Schule.

*

In den nächſten Tagen begegnete ich dem jungen Schindler zweimal. Ich ſah ihn mit dem Rad über den Hof kommen, da nahm ich meine Büchermappe und ging. Im erſten Stockwerk kam er mir entgegen; er zog ſeinen Hut, verbeugte ſich und ſagte nichts. Auch ich machte eine kleine Verbeugung und ſagte leiſe: Guten Tag ...

*

Abend für Abend gingen wir über die ſtille Ringſtraße nach Hauſe.

Die Mädchen erzählten einander kleine, lügenhafte Liebesgeſchichten. Wie im Fieber ſprachen ſie.

Ich ſagte: Ich kenne auch einen; er heißt Emil, er leiht mir Bücher.

Ich dachte: wenn ich ihnen erzähle, er iſt wunderſchön und trägt einen Samtrock, glauben ſie es mir ja doch nicht. Darum ſagte ich lieber gleich: Er iſt bei der Garde, trägt einen weißen Waffenrock mit ſcharlachrotem Futter.

Lina Hell ſagte: Die bei der Garde, das ſind die Gefährlichſten.

Ich fragte: Warum gefährlich?

Na, die haben überall ihre Mädchen. Die können gar nicht ſein ohne die vielen Mädchen.

Ich ſagte: Der aber nicht. Dann ſchwieg ich beſchämt.

Eine fragte: Seid ihr verlobt?

Ich wurde ganz rot. Nein, er leiht mir bloß Bücher. Und leiſer ſagte ich: Er wird fortreiſen nach Deutſchland, dann werden wir uns ſchreiben.

Lina Hell ſagte: Aber das Allerſchönſte iſt doch ein Student, denn aus dem wird etwas.

Ich ſagte nichts mehr. Ich hätte mich am liebſten irgendwo verkrochen, ſo ſehr ſchämte ich mich. Was biſt du für eine Lügnerin, ſagte ich zu mir, pfui, was für eine Lügnerin.

*

Einmal ſagte Nanja zu mir: Geſtern haben wir uns gut unterhalten beim Schuhputzen, ich und Marie.

Welche Marie?

Die von Frau Bauer. Wir haben Schuhe geputzt und der junge Herr Alfred iſt bei uns geſtanden und hat uns unterhalten.

Pfui, ſagte ich, er iſt wie Terrièr.

Er iſt mir tauſendmal lieber als Terrièr. Heute kommt er wieder, aber heute wird Marie oben ihre Schuhe putzen.

Da kommt er zu Ihnen allein?

Jawohl.

Ich dachte: ich werde aufſtehen und an der Tür horchen, und wenn es mein Leben gilt — heute nacht.

Ich war aufgewühlt, die Augen und der Kopf ſchmerzten mich. Ich ſchämte mich raſend all der Lügen aus der letzten Zeit — was war überhaupt aus mir geworden! Ich lernte nichts mehr — es ging abwärts mit mir.

Weiß Gott, wie Fräulein Melitta über mich lachte. Wie ſie abends bei der Lampe alle drei die Köpfe zuſammenſteckten und über mich lachten und Frau Bauer ſagte: So ein armſeliges, kleines Ding, kommt da mit ihrem einen Schuh ... o, wie ſie lachten ...

Es war nicht zu ertragen, wie mich das peinigte.

Marie hatte alles erzählt. Dieſes dumme böhmiſche Mädel.

Heute ging ich nicht zur Schule.

Der Nachmittag und der Abend vergingen.

Ich hatte meine Bücher, meine Hefte, meine Kleider in dem ſchmalen Kaſten in Ordnung gebracht. Obenauf lagen meine „Erinnerungen". Lauter Tand, Plunder — verſchiedenfärbiges Papier. Ein anderer hätte dies alles ins Feuer geworfen ... Nur das Poeſiealbum war das einzig Wertvolle. Das aber wieder war Johannas Andenken an ihre verſtorbene Freundin. Johanna hatte es mir vermacht. Ich nahm es aus der Lade heraus. Meine Hand zitterte, als ich es aufſchlug.

Auf der erſten Seite ſtand: Meiner geliebten Tochter Klara Benedikt. Deine Mutter. Ich mußte mir wieder das Blatt mit der hübſchen Federzeichnung anſehen: fliegende Vögel, hoch oben in den blauen Lüften ...

Schwalbe, liebe Schwalbe,
Warum bauſt du ein Neſt?
Weißt du auch, ob der Liebſte dein
Dich liebet treu und feſt?

Dies kleine Lied ſtand hier aufgeſchrieben, ich hielt die Blätter mit meinen Fingern — aber wo waren Johanna und Klara Benedikt?

*

Es rückte die Nacht heran und wir gingen ſchlafen. Ich war allein in meinem Kabinett. Von meinem Bett aus konnte ich die Sterne ſehen. Ich lag ſtill und überlegte: wenn Ruhe iſt, wenn alle ſchlafen, ſtehe ich heimlich auf und ſchleiche mich auf den Gang hinaus und belauſche Nanja.

Ich lag unbeweglich und horchte meinen bangen Herzschlägen.

Ich dachte: jetzt geh' ich — noch einen Augenblick und dann geh' ich — noch fünf Minuten, bis ich sechzig zähle ... ich hatte so schön warme Füße unter meiner Decke. Und es zeigte sich, daß ich eingeschlafen war, ohne Nanja belauscht zu haben.

Am andern Morgen sagte ich: Gestern wollte ich Ihnen zuschauen beim Schuhputzen, haben Sie sich wieder so gut unterhalten?

Nanja sagte: Noch besser; und sah weg von mir. Sie war sehr beweglich, sie hüpfte mehr als sie ging. Sonst schlich sie immer träge dahin.

Sie sagte nichts weiter. O, sie verschwieg es vor mir.

In der zweiten Nacht war dasselbe. Ich dachte: jetzt gehe ich; aber ich ging nicht und diesmal war ich nicht einmal darüber eingeschlafen. Ich lag wach und dachte nur: ich will es gar nicht sehen und vielleicht ist es auch nicht wahr.

*

Ein paar Tage später hörte ich in der Früh einen riesigen Lärm. Ich setzte mich auf und horchte.

Woher kam das? Vom Hof, von der Gasse? Von gegenüber? — Aus unserer Küche kam es. Es waren viele Stimmen. Mutters Stimme war dabei und Nanjas Stimme.

Ich zog rasch mein Hauskleid an und stand auf der Türschwelle ...

Vor unserer Tür war eine „Ansammlung".

Da war Frau Schindler in ihrer weiten, blaßlila Morgenjacke, und dem verblichenen, wie in der Wäſche ausgegangenen Geſicht; aber noch immer war ſie ſchön, beſonders die Augen. Über ihrer Friſur trug ſie einen Schleier, um ihr Haar zu ſchützen. Sie ſchrie: Es iſt ein Skandal. Was glaubt dieſes Weibsbild?

Meine Mutter ſagte: Schreien Sie nicht ſo, Sie wecken meine Kinder auf. Ich habe meine eigenen Sorgen; wenn Ihr Sohn ſich mein Dienſtmädchen in ſein Zimmer nimmt, ſo iſt das ſeine Sache und nicht die meine.

Aber mich beſtiehlt ſie, ſchrie Frau Schindler.

Mir blieb das Herz ſtehen.

Sie hat ſich eingeſchlichen wie eine echte Diebin. Alle vom Hauſe wiſſen, was für eine Perſon Sie bei ſich halten. Wenn man eine ordentliche Frau iſt, hält man ſich nicht eine ſolche. — Frau Schindler ſchrie wie von Sinnen. — Kommt ſo eine dahergelaufene Perſon und beſchmutzt mir mein Haus. Was wollen denn überhaupt alle von meinem Sohn! Das ganze Haus iſt hinter ihm her.

Frau Bauer im Morgenhäubchen, Handſchuhe mit geſtutzten Fingerſpitzen an den Händen, rief durchs Fenſter: Bilden Sie ſich nur nichts ein, Madame, ſo gut wie Sie, ſind wir auch!

Es war noch ein langes und lautes Geſchrei. Frau Schindler war in ihre Wohnung geeilt, und gedämpft klang das Schimpfen nach. Ich ſtand auf einem Fleck wie feſtgemauert. Ich dachte: in dieſer Schande werde ich fortan leben — ganz umgeben von Schande. Mich meinte ſie natürlich auch, mich und Nanja . . . uns beide Ehrloſe . .

In der Küche ſagte meine Mutter: Ich will nicht mit

Ihnen ſtreiten; aber Sie können gehen. Nach dem Frühſtück räumen Sie die Zimmer auf — ich ſchreibe Ihnen Ihr Zeugnis, zahle Ihnen den Lohn und Sie gehen.

Ja, ja, ſagte Nanja, ich gehe. Ich will ohnehin nicht länger in dieſer Stadt bleiben. Ich fahre nach Hauſe, nach Odeſſa, dort bin ich eine gnädige Frau, brauch' mich nicht plagen für fremde Leute.

Ja, ſagte Mutter, fahren Sie nach Odeſſa. — Und dann ſagte ſie: Sie können noch zu Mittag hier eſſen, und die Jauſe und das Abendeſſen können Sie ſich einpacken und mitnehmen.

Ich bleibe bis nach drei Uhr, wenn Fräulein Marianne zur Schule geht.

Gut, dann gebe ich Ihnen alſo Ihren Lohn um drei.

Nanja weinte ein wenig, wiſchte ſich behutſam mit einem feinen Taſchentüchlein Augen und Naſe. Mutter ging näher, um das Taſchentüchlein anzuſehen.

Ja, ja, ſagte Mutter, wenn Sie es darauf abſehen, fremde Sachen zu nehmen.

Ein armer Menſch will auch was Schönes haben, ſagte Nanja. Nach einer Weile veränderte ſich ihr Geſicht, ſie lächelte und ſagte: Wenn ich jemand gern habe, kann mir die ganze Welt gleichgültig ſein.

Mutter ſagte in ihrer kindlich gütigen Art: Wiſſen Sie, man muß doch wiſſen, wen man im Hauſe hält. Sie könnten ja ebenſogut eine Räuberin und Mörderin ſein!

Aber Nanja fuhr fort mit ihrem unbeirrbaren Lächeln, als höre ſie es nicht: Einerlei iſt mir dann die ganze Welt.

Nun ja, meinte Mutter, Sie werden ſchon wieder etwas finden, und ging aus der Küche.

Ja, ſagte Nanja, Arbeit und ein bißchen Glück gibt's überall auf der Welt — ſolange noch das Lämpchen glüht.

Das hätte ſie ſchon zur leeren Küche geſagt, wenn ich nicht dageſtanden wäre und es gehört hätte ... Um zwei Uhr verſchwand ich aus dem Hauſe, um nicht mehr mit Nanja zuſammentreffen zu müſſen; ich nahm auch nicht Abſchied von ihr und abends, als ich kam, war ſie fort ...

Als es dunkel war, ſtand ich und ſah die Sterne an. Ich ſah die Milchſtraße und den großen Wagen. Wenn meine Eltern reich wären, möchte ich Aſtronomie ſtudieren. Man müßte ſelbſt den Frieden finden in dieſer Welt des ewigen Friedens und der Einſamkeit dort oben.

Wieder ging ich zu Bette und wieder blieb ich wach liegen. Wieder war die Dunkelheit im Zimmer, nur ein blinkendes, zerſprenkeltes Licht hüpfte umher, bald an der Wand, bald auf dem Boden — wie draußen der Wind ging.

*

Die erſten Maitage kamen diesmal mit Sturm und Regen, ſo daß die Menſchen ſchon alle Hoffnung verloren hatten.

Und doch wartete ein jeder: Morgen? Aber morgen ...

Endlich!

Ein Morgen ſo klar, ſo warm, ſo ſonnig, ſo voll lachender Heiterkeit.

Mittags wurde es heiß.

Alle Fenſter waren weit geöffnet.

Jemand ſpielte Klavier. Einen Walzer und wieder einen Walzer.

Die zwei Bäume blühten noch nicht, es ſchien dort nicht die Sonne hin.

Aber in den Äſten ſang es — und wenn es auch nur Spatzen waren.

Ich dachte: — ah — heute werden alle die Schule ſchwänzen — da geh' ich auch. Wer mag an einem ſolchen Tag ſich die Straußenzucht auf den Pampas anhören, oder die Nebenflüſſe des Miſſiſſippi. Oder wer ſetzt ſich hin, Briefe ſchreiben an die Firma N. Schüler & Komp., daß ſie Herrn Robert Wettermacher dreihundert Ballen Santos-Kaffee ſchicke — ſamt Rechnung. Ich dachte, daß ich eigentlich ſchon genug gelernt hätte.

An dieſem Tage wurde alles, was außerhalb von Schule und Haus lag, für mich begehrenswert.

Langſam ging ich in dieſer freien, warmen Luft dahin und mir war ſo leicht und frei zumute, als hätte ich Flügel.

Spazieren ging ich.

Ich dachte: zu gehen mit dieſem frohen Gefühl: der ganze Nachmittag gehört mir; zu gehen mit dieſer Beſchwingtheit in den Gliedern, dahinzugehen mit dem raſch ſchlagenden, bewegten Herzen. Mit dem ganzen Jubel und der ganzen Traurigkeit meiner Seele. Dahinzugehen wie im Traum ... ihr Lüfte, ihr leiſen Frühlingslüfte, ich ſchenk' euch meinen Atem ...

... Und das viele Grün und der Veilchenduft in den Straßen. Maiglöckchen kamen dazu; die waren ſüß wie Bonbons.

Und dann die plötzliche Furcht an jeder Straßenecke;

vor dem Ungewiſſen und Verborgenen. Und der lockende innere Befehl: ſuche! o du könnteſt etwas verſäumen.

Dieſe gepeitſchte Furcht, irgendwo etwas zu verſäumen. Ich nahm den Weg zur Schule, aber meine Bücher hatte ich zu Hauſe gelaſſen.

Wie warm es plötzlich war, auf einmal war es heiß.

Geſtern waren noch Schneeſpuren.

War es nicht, als hätte man etwas getrunken? Ja, ſo war es.

Aus dem Pflaſter ſtieg Hitze auf.

Auf meinem kleinen, ſchwarzen Lackhut brütete die Sonne.

Mein Nacken war heiß; mein Haar war heiß. Auf der Straße zog ich meine Jacke aus und trug ſie über dem Arm. Ich fing an, ein wenig zu marſchieren, den Blick nach vorwärts gerichtet.

Ungefähr hundert Schritte vor mir ging ein junges Mädchen. Wer hatte die Art, den Kopf ſo zu neigen und ſo zu ſchweben? Sie war in düſteres Schwarz gekleidet. Ihr Kopf war blond und jung und ſchön, überraſchend ſchön. Und wie groß war ſie geworden — eine Dame. Ob ich ſie anſpreche? Ich war ſchon ganz nahe. Da wendete ſie ihren Kopf um, ich ſah ganz nahe ihr Geſicht. Ja, ſie war es, ich war außer mir vor Freude. Ich lief und breitete im Laufen die Arme aus und rief: Leonore!

Und wir gingen Arm in Arm.

Ich erzählte ihr, was ich lernte und trieb. Und du, Leonore, haſt du noch immer deine ſchöne Stimme?

Ich glaube, ja.

Sie ſprach, und ihre Stimme mit dem ſüßen Silberklang war eigentümlich wiſſend und müde. Ich trete auch bald ins Leben; ich gehe in die Muſikakademie.

Ich ſchlug ſtaunend die Hände zuſammen: Alſo richtig.

Ja, es kam ſo. Papa iſt tot.

Leonorens weißes Blumengeſicht im ſchwarzen Rahmen ihres großen Schleierhutes! dachte ich.

Erinnerſt du dich noch an meinen Papa?

Ich ſagte, er war ja immer im Kontor, wenn ich bei dir war.

Ja, er lag im Kontor auf dem Ruhebett und nahm Morphium gegen ſeine Schmerzen.

Ich ſagte: Aber einmal ſah ich ihn doch; er kam vom Spaziergang, im hellen Überzieher ... er ſah friſch aus.

Ja, ſagte Leonore — es war ja auch ein Jahr vor ſeinem Tode.

Es blieb ein banges Schweigen.

Wir gingen langſam dahin.

Nun, du haſt ja deine Mutter und deine Großmutter.

Das iſt wahr; die Teuren.

Und du haſt deine Kunſt, deine ſchöne Stimme.

Ja, ſagte Leonore ſtolz, ich habe meine Kunſt.

Und die muß dich doch ſehr glücklich machen?

Ja, ſagte Leonore, meine Stimme wird immer ſchöner und größer und — ich ſinge ſo gern.

Und haſt du nicht ein bißchen Furcht?

Ja — ich habe — ſehr viel Furcht.

Du glaubſt, du könnteſt vielleicht doch nicht ſo ſchön ſingen, wie es die Leute von dir erwarten?

Ja, dieſe Furcht habe ich auch.

Bei mir iſt dasſelbe. Ich fürchte, ich werde nichts können. Ich habe ja ſo viel anderes getan, ſtatt zu lernen.

Wir wanderten an dieſem Nachmittag in den Prater, Leonore und ich. In der lieblichen Baumwildnis der Krieau lagerten wir auf einer Wieſe. Plötzlich umarmte mich Leonore und ſagte tief erregt: Ich habe ſolche Sehnſucht nach Papa; oft packt es mich wie Raſerei, eine Unruhe, daß ich laufen, fahren möchte — und wenn ich nachts daliege, ſo iſt es, als hörte ich leiſe meinen Namen rufen. Aber was ſonderbar iſt, es iſt nicht Papa, von dem ich träume, nein, es iſt *jemand anderer* — und nach einer Weile ſagte ſie: — Sag es niemand, daß ich es dir anvertraut habe.

Was? fragte ich, du haſt mir ja nichts anvertraut.

Ach ſo, ſagte noch immer zitternd Leonore, du verſtehſt mich nicht?

Doch, ich verſtehe dich!

Verſtehſt du mich?

Ja . . .

Nun wollen wir gehen . . .

Die lange Praterallee glich einem rieſigen Feſtſaal. Die weißen Blüten der Kaſtanienbäume waren wie wunderbare Träume.

Wir gingen durch die Auen.

Die Sonne war im Untergehen. Ein ſchöner ſtiller Spätnachmittag lag über Wieſen und Bäumen.

Dieſe Wege kenne ich alle gut, ſagte ich, wir ſind ſie, als wir noch klein waren, oft mit Ploni gegangen.

Wer war das?

Ploni war ein älteres Mädchen, das bei uns diente. Aber mir war ſie viel mehr. — Hier, an dieſer Stelle war eine Stimme aus dem Wald gekommen — Locki — daher — woher? — daher!

Von einem Menſchen?

Ich weiß es nicht.

Wir ſetzten uns auf eine Bank am Waſſer; ein großer, grünſchillernder Teich mit blumigen Ufern.

Gib mir einen Bleiſtift und ein Blatt Papier — ich will etwas aufſchreiben.

Leonore ſuchte in ihrer Mappe.

Ich habe kein leeres Blatt — hier haſt du Mendelsſohn — Lieder ohne Worte — ſchreib es auf die Rückſeite.

Ja.

Leonore ſaß ganz ſtill, ſie ſagte: Ich will einſtweilen an etwas denken, während du ſchreibſt.

Ich ſchrieb und langſam löſte ſich die Bangigkeit aus meinem Herzen und die Trauer und ein ſeliges Gefühl wie Frieden und Liebe zog in mein Herz ein.

Ich reichte Leonore das Heft: Es iſt ein Gedicht...

Ein Gedicht?

Ja...

Ein ſtilles Weinen iſt in mir
Und Abend iſt.
Ich gehe durch die knoſpende Allee
Und Frühling iſt.

Auf meine Wangen
Fallen weiße, allererſte Blüten.
In meinem Haar
Spielt leis der Wind.

Das iſt ſchön, ſagte Leonore und küßte mich auf den Mund und mein Geſicht war naß von ihren Tränen.

Wann iſt dir das eingefallen?

Jetzt.

Haſt du ſchon oft ein Gedicht geſchrieben?

Nein. Es iſt mein erſtes Gedicht.

*

Wir ſtanden auf.

Es iſt Abend, ſagte Leonore.

Kleine Boote ſchaukelten auf dem Waſſer.

Ein leeres Boot trieb ans Ufer.

Zwei andere ſtießen ab.

In jedem ſaß ein junger Mann mit einem jungen Mädchen. Die Mädchen hatten Kaſtanienblütenzweige im Schoße liegen.

Sie ruderten hinaus.

Ein Mädchen ſtand aufrecht im Boote — hob den Arm hoch und rief dem andern Boot zu: Ave!

Sei gegrüßt! war die Antwort.

Es ſind Studenten, ſagte Leonore.

Leonore, ſagte ich, du wirſt Erfolge haben, du wirſt eine Künſtlerin und wirſt geliebt werden. Ich wünſche mir das Leben friedlich — wie dieſer Abend iſt. Aber das Leben iſt nicht friedlich?

Nein, das Leben iſt nicht friedlich ...

Und du wirſt weite Reiſen machen, Leonore?

Ja, das werd' ich wohl.

Leonore, wenn man nur einmal fort könnte! Nur bis Krems! ...

Der Abend hüllte uns ein. Aus den Gaſthäuſern kam Muſik. Unter den elektriſchen Lichtern gingen Menſchen ſpazieren.

Auf die Wieſen ſenkte ſich ein feiner, weißer Dunſtnebel herab und deckte die vielen weißen und gelben Blumen zu.

Nun ſchlafen ſie, ſagte Leonore.

Ja, ſie atmen und ſchlafen.

Vor einem Baume blieb ich betend ſtehen.

Ich ſah wie im Traum über die Wieſe hin.

Ich pflückte eine gelbe Blume und hielt ſie in meiner Hand und ſah ſie an: Löwenzahn, du Blume aus der Kinderzeit!

Ich ſah hinauf zur Höhe.

Der Himmel iſt blau mit weißen Wolken, ſo weiß wie dein Geſicht, Leonore.

Schau, ſagte ich — oben!

Ja, die Sterne!

Wie ſchön — meine Sterne!

Und meine! ſagte Leonore und lächelte mild.

Leo Perutz

Die Geburt des Antichrist

„Die neue Erzählung von Perutz kann zu den erfreulichsten Werken der deutschen Novelliſtik gezählt werden. — Der Name Leo Perutz muß nach dieſer „Geburt des Antichriſt“ immer genannt werden, wenn von neuer deutſcher Erzählungskunſt die Rede iſt. — Der junge Nikola Verlag hat das Buch in entzückendes Gewand gekleidet.“ (Kölner Tagebl.)

Broſch. M 16 (K 180) Geb. M 20 (K 220)

*

Robert Hohlbaum

Der wilde Chriſtian

Ein Roman

„Jedenfalls hat Hohlbaum ſich ungezwungen in den Kulturkreis einer entſchwundenen Epoche einzufühlen verſtanden und ſein neues Buch darf den vielgerühmten und vielgeleſenen Romanen Walter von Molos aus der Schiller-Zeit als zumindeſt gleichwertig an die Seite geſtellt werden.“ (Neue Freie Preſſe.)

Broſch. M 14 (K 160) Geb. M 18 (K 200)

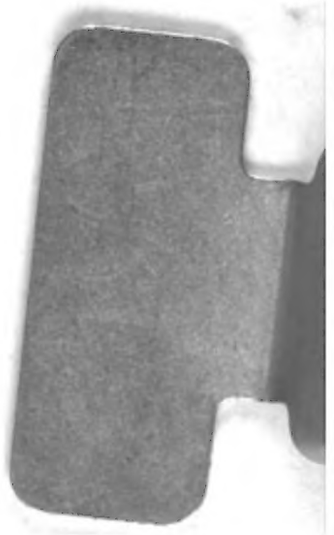
Druck der
Gesellschaft für graphische Industrie
Wien VI

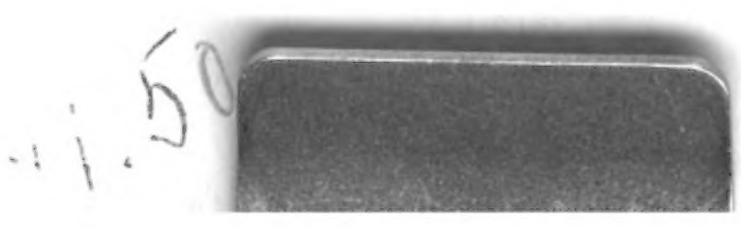
Digitized by Google

89015098254

b89015098254a

Digitized by Google





Digitized by Google